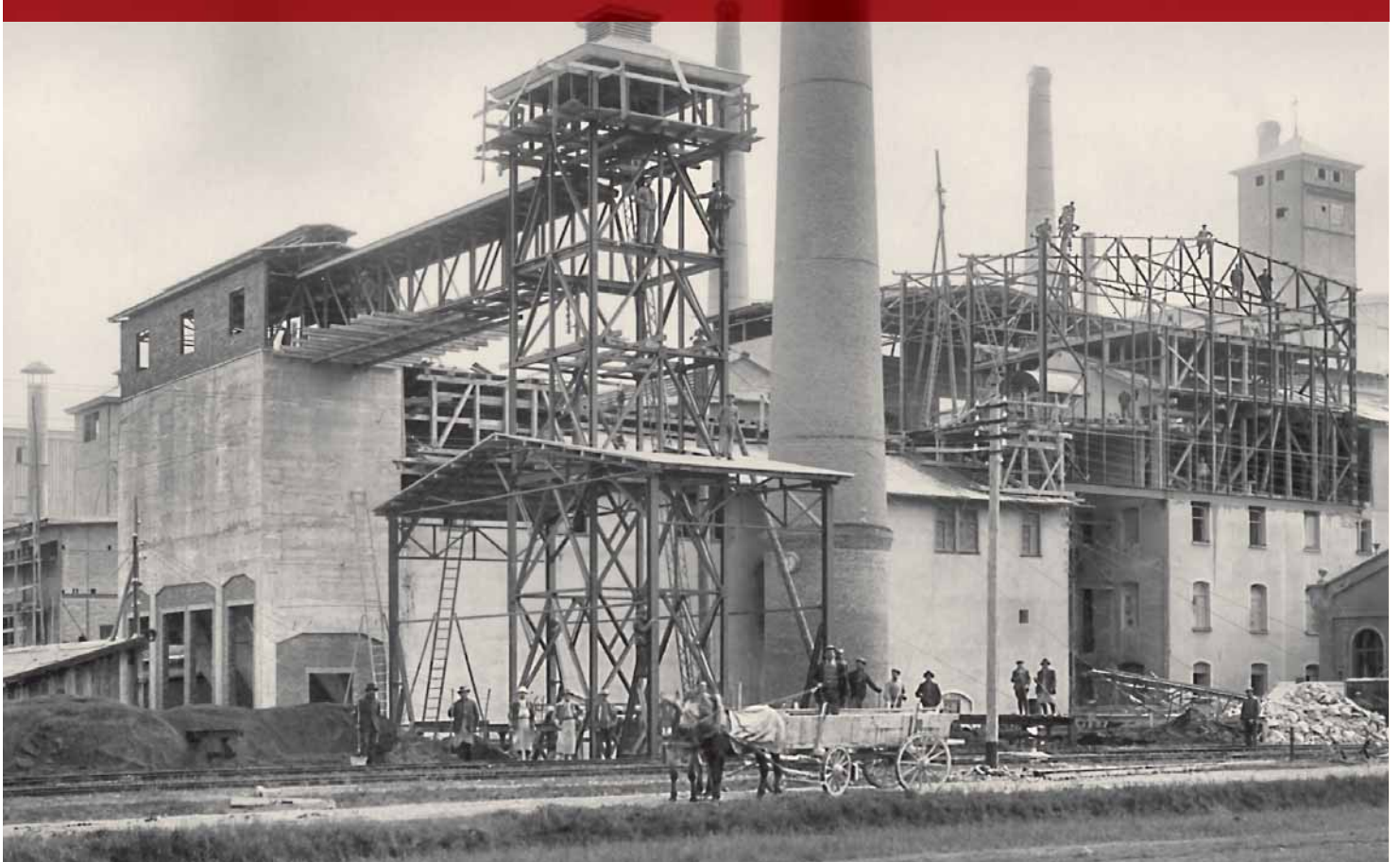


Ein Jahrhundert Zementproduktion
in Schelklingen

Die Geschichte des Zementwerks Schelklingen

Vom Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft
zu HeidelbergCement



HEIDELBERGCEMENT

Der Heidelberger Portländer

Beiträge zur Unternehmensgeschichte und Unternehmenskultur, Heft 11

Die Geschichte des Zementwerks Schelklingen

[hrsg. von: HeidelbergCement AG]

Dietmar Cramer, Daniela Hesse – Heidelberg

Copyright ©2016 HeidelbergCement AG

Berliner Straße 6, 69120 Heidelberg

Titelfoto: Werksumbau 1929. Kohlenmühle,
Elevator-Transportbühne und drei Zellenilos im Bau.

Entwurf und Realisation: ServiceDesign Werbeagentur GmbH, Heidelberg

Inhalt

Die Geschichte des Zementwerks Schelklingen

3	Einleitung
4	Die Geschichte des Zementwerks Schelklingen
4	Gründung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts
6	Ausbau der Ziegelwarenproduktion
7	Württembergische Zementpioniere
11	Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren
15	„Gründerkrach“ und Ausbau des Zementgeschäfts
18	Stuttgarter Cementfabrik Allmendingen
21	Betriebsgemeinschaft mit Leube und Kampf um Allmendingen
26	Boom-Jahre
28	Oberschwäbische Cementwerke AG Ehingen
30	Das erste Vierteljahrhundert
33	Verlagerung der Ziegeleien nach Cannstatt
35	Betriebsverlagerung nach Schelklingen
38	Übernahme des Zementwerks Hammerstein
40	Verkaufsverbände, Kontingente und Firmenübernahmen
43	Erster Weltkrieg
45	Fusion mit den Portland-Cement-Werken Heidelberg und Mannheim
47	Rationalisierungen und Werksschließungen
50	Arbeiterunruhen und Werksvereine
53	Kompletter Fabrikumbau in Schelklingen
60	Weltwirtschaftskrise und Werksstilllegung
62	Wiederinbetriebnahme und Gleichschaltung
68	Wiederaufbau und Wirtschaftswunder
70	Produktion im Trockenverfahren
74	Quellennachweis

GESTEINSABBAU mit modernen
Schwerlastkraftwagen und
Radladern, 2015.

2



Das Zementwerk Schelklingen begegnet uns heute nach über 115 Jahren des Bestehens als ein moderner leistungsfähiger Betrieb. Seine Wurzeln reichen weit zurück bis zu seinem Vorläuferwerk, der Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren. Als einer der Pioniere in der Portlandzementindustrie hatte das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft dieses Werk 1872 errichtet. Auf der Gemarkung Blaubeuren gab es schließlich drei Zementhersteller, Schwenk, Spohn und die Stuttgarter, die sich gegenseitig Konkurrenz machten. In Weiler war Weil & Sigloch und in Gerhausen Leube ansässig. Die Rohstoffe wurden von allen in Gerhausen an der Beininger Steige abgebaut. Später verlagerten sie ihre Aktivitäten meist nach Schelklingen und Allmendingen, da dort die Zementmergel des oberen Weißen Juras in größeren Mächtigkeiten anstanden. Das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft übernahm 1883 die Produktionsstandorte der Firma Leube und fusionierte 1918 mit den Portland-Cementwerken Heidelberg und Mannheim zum größten süddeutschen Zementhersteller. Zu den bedeutendsten Gründungen des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts gehörte die Schelklinger Zementfabrik im Jahr 1900, die bis heute erfolgreich am Markt ist. Von einst 31 Zementfabriken zwischen Ulm und Ehingen sind heute nur die Firmen HeidelbergCement in Schelklingen und Schwenk in Allmendingen übrig geblieben.

Nach der Währungsreform 1924 wäre das Schelklinger Werk beinahe auf Dauer stillgelegt worden. Damals war das Werk komplett veraltet, denn man produzierte immer noch nach dem Stuttgarter Verfahren mit Ring- und Schachtöfen. Inzwischen wurde das Werk drei Mal komplett umgebaut und ein weiterer großer Umbau steht bevor. Aus diesem Grund beschränkt sich diese Darstellung auf das erste Jahrhundert. Nach Abschluss der Baumaßnahmen wird zu gegebener Zeit, im Rahmen dieser Reihe, über die jüngsten Entwicklungen berichtet. Bis dahin erscheint diese Ausgabe lediglich in digitaler Form.

Gründung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts

4

Das Ende des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 beflügelte die Wirtschaft des neu gegründeten Deutschen Kaiserreichs. Durch den am 26. Februar 1871 in Versailles geschlossenen Vertrag musste sich Frankreich einer Reparationsforderung von 5 Mrd. Goldfranken unterwerfen. Der Frankfurter Friede vom 10. Mai 1871 beendete formal den Krieg und bestätigte die Forderungen aus dem Versailler-Vertrag. Der Geldsegen, der den öffentlichen Kassen zu Gute kam, löste einen regelrechten Boom an Firmengründungen aus und veranlasste zahlreiche Spekulanten dazu, ihr Geld insbesondere in der Bauwirtschaft zu investieren. Die württembergische Metropole Stuttgart nahm einen derartigen Aufschwung, dass ihre prozentuale Bevölkerungszunahme selbst die der deutschen Reichshauptstadt übertraf.

Einer der Investoren war der erfolgreiche und bekannte Verleger Georg Eduard von Hallberger (*29.03.1822 in Stuttgart †29.08.1880 in Tutzing).¹ Hallberger war der Sohn des Buchhändlers und Verlegers Ludwig Hallberger. Im väterlichen Verlag, der in den 1830er-Jahren im Mittelpunkt der belletristischen Bewegung stand, machte Hallberger seine erste Ausbildung, anschließend arbeitete er in Verlagen in Potsdam und Berlin. Während der Märzrevolution kehrte er nach Stuttgart zurück und gründete dort 1848 eine eigene Verlagshandlung mit einem Schwerpunkt in der Jugend- und Volksliteratur. Hallberger war auf zahlreichen Geschäftsfeldern tätig und an verschiedenen Unternehmen beteiligt, u.a. Mitbegründer des Württembergischen Kohlengeschäfts, der Stuttgarter Pferdebahn und der Zuckerfabrik Stuttgart AG.² Mehr als einmal stand er am Rande des Bankrotts. Das bekannteste aus seinen Gründungen hervorgegangene und nach seinem Tod gebildete Unternehmen ist die heute noch bestehende Deutsche Verlagsanstalt.

Im expandierenden Grundstücks- und Wohnungsbaumarkt hatte Eduard von Hallberger

große Gewinnchancen erkannt. Der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung hatte eine beträchtliche Wertsteigerung von Grund und Boden sowie eine vermehrte Nachfrage nach Wohnraum gebracht. In den Jahren 1863 und 1864 erwarb er in der aufstrebenden schwäbischen Metropole größere Bauareale und bebaute sie teilweise.

Das Geschäft florierte, so dass er schon 1866 den Fondsverwalter Alwin Moser in seine Dienste nahm. Ihm übertrug er die Weiterführung seiner vielfältigen Bau- und industriellen Unternehmungen. Der Deutsch-Dänische Krieg 1864 brachte die Geschäfte bis 1869 ins Stocken. Inzwischen hatte sich Moser intensiv mit den lokalen Bauverhältnissen beschäftigt. Sehr verbreitet waren damals Holzfachwerkbauten mit Natursteinausmauerung. Diese Bauweise war kostspielig und kaum zu rationalisieren.

Der Schlüssel für den Bau von günstigen Häusern lag in einer tiefgreifenden Reform des Ziegeleigewerbes. Im Umkreis von 15 km um Stuttgart bestand keine Ziegelei, die wetterbeständige Bausteine herzustellen vermochte. Außerdem trieb die Hochkonjunktur die Preise für Baumaterial stark in die Höhe. So lag es nahe, durch eigene Baumaterialproduktion deren Kosten zu senken. Auf Moser's Vorschlag investierte Eduard von Hallberger daher 1869 in eine Maschinenziegelei auf der Prag, einem Höhenrücken nördlich der Stuttgarter Innenstadt. Die Ziegelei wurde mit neuartigen Ringöfen und neuesten Maschinen ausgestattet und war die erste ihrer Art in Württemberg.³

Die starke Nachfrage nach Wohnraum konnte in Stuttgart kaum befriedigt werden; die erforderlichen Baukapazitäten konnten von einem einzelnen Unternehmen jedoch nicht angeboten werden. Deshalb erzielten Zusammenschlüsse wie die neu gegründete Allgemeine Baugesellschaft bald solche Erfolge, dass sich Eduard von



EDUARD VON
HALLBERGER
(*29.03.1822
in Stuttgart,
†29.08.1880
in Tutzing),
ca. 1880



ALEXANDER
VON PFLAUM
(*4.06.1839
in Pflaumloch
†15.12.1911
in Berlin).
Quelle im
Anhang.

Hallberger entschloss, in ähnlicher Weise vorzugehen. Er verständigte sich mit der Württembergischen Vereinsbank, den Bankhäusern Pflaum & Co und Stahl & Federer, dem Kommerzienrat Rudolf Knosp in Stuttgart und der Süddeutschen Immobiliengesellschaft in Mainz. Am 1. Dezember 1871 gründeten diese die Aktiengesellschaft „Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft“.⁴

„Der Grundgedanke, nach welchem dieselbe ihre Thätigkeit entwickeln sollte, war der: Bauareale an schon bestehenden und an neuanzuliegenden Strassen zu erwerben und dieselben zu überbauen, teils mit Einfamilienhäusern vornehmen Styls, teils mit Wohnhäusern verschiedener Grösse, und endlich mit Geschäftshäusern.“⁵

Eduard von Hallberger brachte in das neue Unternehmen sämtliche Bauareale, seine Ziegelfabrik und einen Steinbruch am Schellberg (nördlich Uhlandshöhe) ein.⁷ Im neunköpfigen Aufsichtsrat der Gesellschaft saßen u.a. Alwin Moser, G. Gutbrod, Kommerzienrat Rothschild, der stellvertretende Vorsitzende Knosp und der Vorsitzende Hallberger. Unter den 32 Aktionären des Unternehmens waren überwiegend Banken und großbürgerliche Privatiers.⁸

Nach zwei Geschäftsjahren umfassten die rasch auf Kredit erworbenen Grundstücke und Bauareale bereits über 51 ha. Ende des Jahres 1874 belief sich die Investitionssumme allein im Immobilienbereich auf 38,2 Mio. Mark. Anfangs errichtete man die Gebäude im Regiebau, bei dem mit den ausführenden Firmen nach Stundenaufwand abgerechnet wurde. Bald musste man diese Praxis aber aufgeben und einsehen, dass man den Bauunternehmern, die man als Abnehmer für die eigenen Baumaterialien gewinnen wollte, nicht Konkurrenz in ihrem Geschäftszweig machen konnte.⁹

Anfangs war der Umsatz im Liegenschaftsgeschäft sehr lebhaft und die Ziegeleien und Steinbrüche konnten kaum den gestellten Anforderungen genügen. Man feierte sich bereits als „Begründer einer neuen Ära des Bauens im schwäbischen Raum“. In der Tat setzte das Unternehmen in der Baustoffproduktion neue Qualitätsmaßstäbe. Auch die Gründung der Stuttgarter Gemeinnützigen Baugesellschaft im Jahr 1872 durch Eduard von Hallberger war wegweisend. Die Wohnbau-genossenschaft errichtete in der Schwabstraße in Stuttgart kleine und mittelgroße Wohnungen für die Arbeiterschicht, die den sanitären Anforderungen der Zeit entsprachen. Ausschlaggebend für Eduard von Hallbergers Initiative waren aber weniger soziale Motive. Im Vordergrund stand die Befürchtung, dass die zahlreichen neuen Baugenossenschaften zusammen mit den Städten einen Teil des Wohnungsbaus für sich gewinnen könnten.¹⁰

Neben dem allgemeinen Wohnungs- und Gewerbebau errichtete das Immobilien- und Baugeschäft aber auch prestigeträchtige Prunkbauten. An der neu angelegten Goethestraße entstanden Villen, die dem Zeitgeschmack entsprachen und dazu beitrugen, dass die klassizistische Stilrichtung der Architektur im Stuttgarter Raum immer mehr an Bedeutung erlangte. Zu diesen gehörte auch das repräsentative, heute nicht mehr vorhandene Palais für das Königliche Generalkommando an der Kriegsberg-/Goethestraße.¹¹ Die feudalen Villen waren nach Entwürfen des Architekten Wilhelm Pfäfflin vielfach mit Sgraffito-Malereien (Ritztechnik in verschiedenen farbigen Putzschichten) verziert. Plastische Figuren und Ornamente wurden mit klassischen Formen der Renaissance und zeitgenössischer Baukunst verbunden.¹²

Ausbau der Ziegelwarenproduktion

6

Wie schon erwähnt, gehörte die Ziegelproduktion auf der Prag zu den ersten Unternehmungen der neuen Gesellschaft. Die Ziegelfabrikation in Württemberg war durch Handarbeit geprägt und lag gegenüber Norddeutschland erheblich zurück. Das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft wurde mit der Modernisierung der Produktionsanlagen der Prag-Ziegelei, insbesondere mit der Einführung des kohlesparenden Ringofens, zum Maßstab in der württembergischen Ziegelherstellung. Die Prag-Ziegelei konnte schon nach kurzer Zeit den stetig wachsenden Bedarf an Backsteinen nicht mehr befriedigen und wurde daraufhin stark vergrößert. Zusätzliche Kalkschachtofen wurden gebaut, um sogenannte Vulkansteine (Schlackensteine, Hohlblocksteine) herstellen zu können. Diese bestanden aus einer Mischung von gelöschtem Kalk, Romazement und den als Abfall beim Ziegelbrennen anfallenden Steinkohleschlacken. Die Vulkansteine wurden vorzugsweise für nichttragende Zwischenwände verwendet. Die Kalköfen konnten bei Bedarf auch zum Ziegelbrennen genutzt werden. Eine zeitgenössische Darstellung beschreibt den für damalige Verhältnisse modernen Produktionsprozess folgendermaßen:¹³

„Ein Rundgang durch das ausgedehnte Etablissement auf der Prag gibt dem Beschauer eine umfassende Anschauung von der Gewinnung der Ziegelerde und von den technischen Fortschritten ihrer Bearbeitung zu Mauersteinen. Da sieht er, wie in den angelegten Gruben des sich weithin ausdehnenden Anwesens der Thon in dünnen Schichten mit dem Spaten abgestochen wird, damit Steine und Mergel sofort wahrgenommen und entfernt werden können, wie das geförderte Material sodann den vielverzweigten Werkstätten zugeführt wird. Nachdem dasselbe hier mittels eines Walzwerks zerkleinert ist, wird es den drei Ziegelmaschinen übergeben, durch welche es gepresst und mit der Schnelligkeit eines Augenblicks in die bestimmten Steinformen geschnitten wird. ... Mittels eines Elevators gelangen die so geformten Stücke in die ausgedehnten Trockenkammern, um dann, wenn sie einige Zeit hier gelagert haben, in dem mächtigen Ringofen gebrannt zu werden, aus dem sie nach Verlauf von 3 bis 4 Tagen als fertige Mauersteine ans Tageslicht befördert werden.“¹⁴

Der Aufbereitung des Rohmaterials, dem sogenannten Mauken, wurde damals eher wenig Bedeutung zugemessen. Dennoch konnten 1874 nach dem geschilderten Verfahren täglich 15.000

bis 30.000 Ziegelsteine von „gleichbleibender Qualität“ hergestellt werden. Die Ziegeleien arbeiteten in Kampagnen, die von Mai bis Oktober dauerten, im Winter war kein Betrieb. Der Ziegeleiwalter, also der Betriebsleiter, bekam als Tantiëmen 8,5 % vom Reingewinn.¹⁵

Trotz des Ausbaus der Prag-Ziegelei reichte die Produktionskapazität nicht aus, die steigende Nachfrage zu befriedigen. So sah sich das Immobilien- und Baugeschäft schon im Jahre 1872 genötigt, diesen boomenden Geschäftszweig auszudehnen. Dazu wurde die vormals Schöttle'sche Ziegelei¹⁶ am Bothnanger Weg (heute z.T. Elisabethenstraße, westlich des Feuersees) übernommen. Noch 1860 waren die Gewanne Vogelgesang, Röthe und Rothenwald bewaldet. Um das Jahr 1872 lag das Gewann Röthe, in dem die Ziegelei abbaute, mitten in einem neuen innerstädtischen Baugebiet.¹⁷ Um die abgebauten Flächen möglichst rasch als Bauplätze verkaufen zu können, musste der Tonabbau intensiviert und die Produktionskapazität entsprechend angepasst werden. Damit erreichte das Unternehmen eine Produktionskapazität von 8 bis 9 Mio. Stück Ziegelwaren.¹⁸

Neben dem von Eduard von Hallberger ins Unternehmen eingebrachten Steinbruch am Schellberg einschließlich Weinberg, besaß das Unternehmen auch einen Sandsteinbruch in Maulbronn. Aus diesem bezog man Sandsteinquader, -platten, -sockelsteine, -pflastersteine und Mauersteine. Die Steinbrüche erwirtschafteten in den ersten Betriebsjahren „eine völlig angemessene Rendite aus dem verwendeten Kapital.“¹⁹ Sie waren über lange Zeit eine tragende Säule des Unternehmens. Insbesondere in Krisenzeiten waren sie interessant, da sie konjunkturell weniger anfällig waren als der Häuserbau. Das kostspielige Material konnte über weitere Entfernungen transportiert werden und wurde vor allem im Eisenbahn-, Festungs- und Wasserbau verwendet.²⁰

Im Bauboom unmittelbar nach der Reichsgründung verfügte das Immobilien- und Baugeschäft mit den Steinbrüchen und Ziegeleien über günstige Bezugsquellen für Mauersteine. Hochwertiger Zement musste aber teuer eingekauft werden und war schwer zu bekommen. Portlandzemente kamen fast ausschließlich aus England. In Bezug auf Qualität und Menge konnten diese bis dahin im Deutschen Reich kaum produziert werden. So lag es nahe, auch in dieses Geschäftsfeld einzusteigen, denn in Süddeutschland gab es zu dieser Zeit nur einzelne Kleinunternehmer.²¹

Württembergische Zementpioniere

DR. ERNST GUSTAV LEUBE
(*23.05.1808 in Ulm
†15.11.1881 in Ulm)



In römischer Zeit wurde Zement aus einer Mischung von gebranntem Kalk und Puzzolanen, also vulkanischen Tuffen, hergestellt. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts war in England eine Zementsorte im Handel, die Romazement genannt wurde. Als Rohstoff diente ein natürlicher Kalkmergel, der bei ungefähr 900 °C gebrannt wurde. Die wissenschaftliche Erklärung für den Erhärtungsprozess hydraulischer Kalke lieferte Anfang der 1830er-Jahre Professor Joh. Nepomuk Fuchs in München. Ihm gelang der Nachweis, dass eine bestimmte Mischung von Ton und Kalk gebrannt und gemahlen in Verbindung mit Wasser in kurzer Zeit steinartig erhärtete. Hierdurch ermutigt, untersuchte der Ulmer Apotheker Dr. Ernst Gustav Leube (*23.05.1808 in Ulm †15.11.1881 in Ulm) die Gesteine der Umgebung von Ulm auf ihre Eignung für die Zementherstellung. Die Resultate fasste er 1839 in einer Broschüre „Geognostische Beschreibung der Umgegend von Ulm“ zusammen. Darin wies er auf die besondere Eignung der Mergel im Gewann Öfele an der Beininger Steige für die Herstellung von hydraulischen Kalken hin.²²

In seinem Tagebuch berichtete Gustav Leube am 23. Mai 1838: „... dass seine Versuche mit hydraulischem Kalk vom Öfele bei Gerhausen mit 26 ¼ % Ton glänzend ausgefallen seien.“²³ Die ersten Brennversuche und die Zerkleinerung der gebrannten Steine mit Mörser und Handsieb erfolgten im Laboratorium der Apotheke in Ulm. Im Herbst 1838 beauftragte Leube einen Mechaniker aus Zürich mit der Errichtung eines Stampfwerks in Ehrenstein. Der Antrieb erfolgte durch Wasserkraft mit 35 PS. Ebenso errichtete er einen einfachen Schachtöfen, dem 1840 ein zweiter folgte.²⁴

Auch der Maurer Daniel Weil aus Blaubeuren legte 1838 in Gerhausen einen Steinbruch an und brannte unter einfachen Bedingungen Romazement. Er produzierte allerdings nur für

den Bedarf seines Handwerksbetriebs. Sein Sohn firmierte später unter Firma Weil & Sigloch und siedelte nach Weiler um. Dort stellten sie ab 1887 Portlandzement her, bis 1895 der Betrieb eingestellt wurde.²⁵ Wem die Pionierrolle bei der Romazementherstellung zukommt, Weil oder Leube, ist umstritten, da beide etwa gleichzeitig an der Herstellung arbeiteten.

Außerdem ist es heute auch nicht mehr möglich, die erzeugten Produkte zu vergleichen. Abhängig von der Brenntemperatur, die in den einfachen Öfen sehr ungleichmäßig war, konnte das Ergebnis großen Schwankungen unterliegen und war mit den damaligen Analysemethoden nur unzureichend zu bestimmen. Weil berichtet z.B., dass von sieben Bränden vier misslangen.²⁶

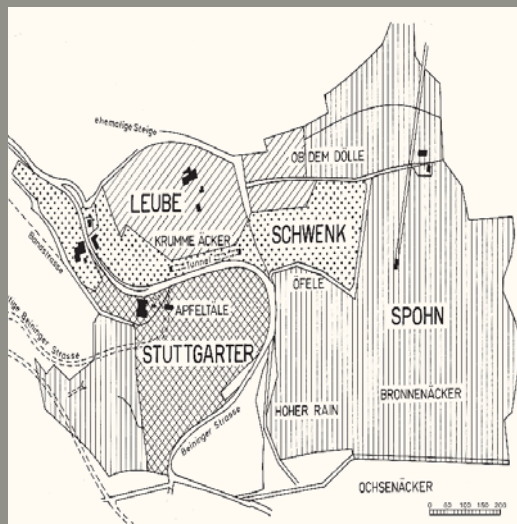
In den 1840er- und 1850er-Jahren entstanden im Ach-, Blau- und Schmiechtal eine ganze Reihe kleiner Werke, welche hydraulischen Kalk herstellten. Sie arbeiteten aber zum Teil nur kurze Zeit. Sie alle konzentrierten sich auf die Vorkommen der Zementmergel im oberen Weißen Jura, insbesondere das lokal begrenzte Vorkommen an der Beininger Steige und den Galgenberg in Allmendingen.²⁷

Umkämpft waren ebenso die Wassermühlen, die zum Mahlen des Zements gebraucht wurden. Zum Teil mussten deshalb große Transportwege in Kauf genommen werden. So erwarb Leube in Söflingen und Gerhausen weitere Wasserkraftanlagen und erweiterte sie. Im Jahr 1854 kaufte er von Carl Lang eine Stampfmühle in Weiler und baute sie für die Zementherzeugung um. Trotz mancher Vorurteile gelang es Leube, Romazement für die Ulmer Festungsbauten, für Arbeiten am Ulmer Münster und für Bahnbauten mit großem Geschäftserfolg zu liefern. Dies ermöglichte ihm auf seinem Steinbruchgelände in Gerhausen mehrere Schachtöfen zu errichten, wodurch sich die Transporte erheblich verringern ließen.



LEUBE-OFEN
auf dem Stein-
bruchgelände der
Firma Schwenk
in Allmendingen,
1926

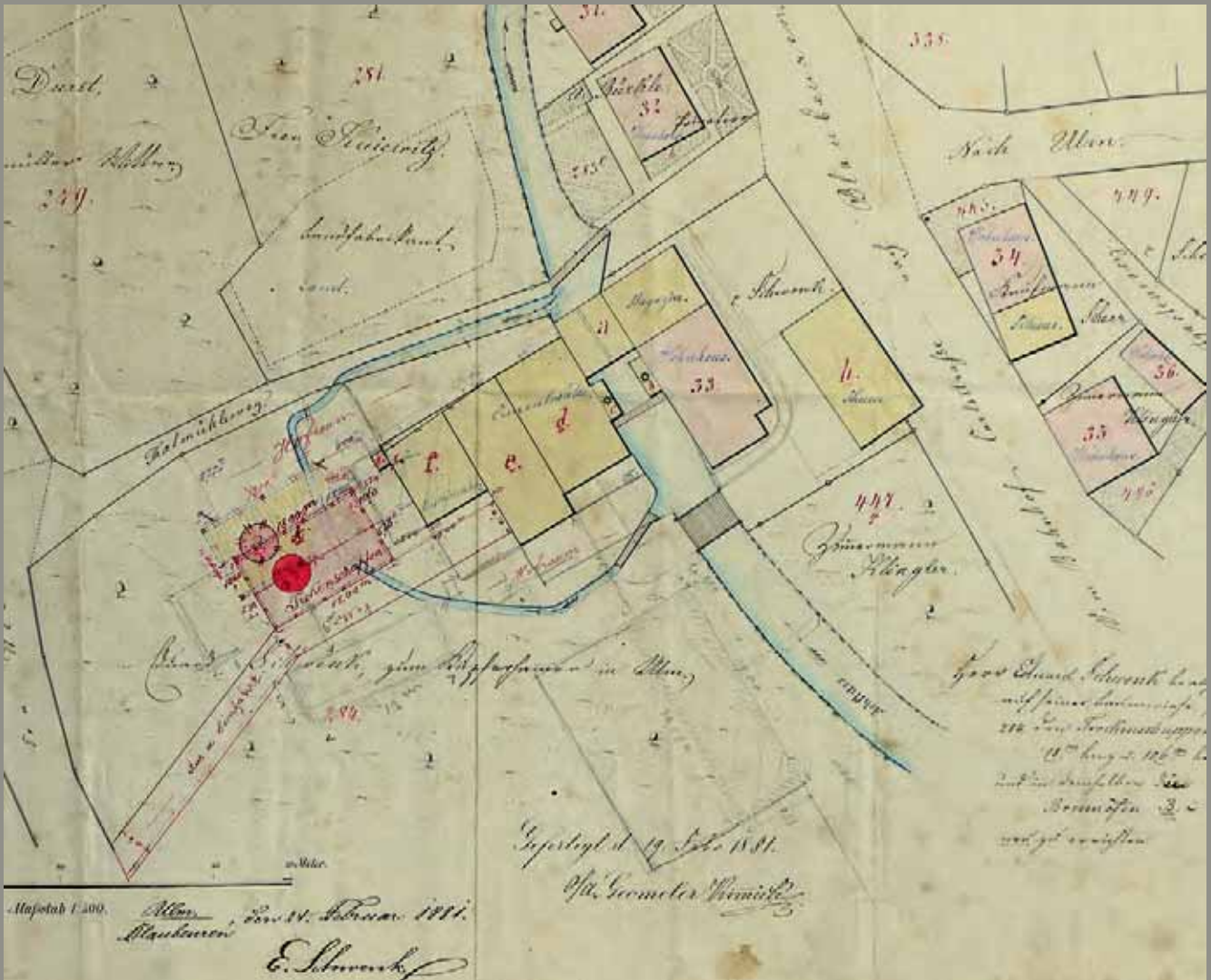
8



Grundstückssituation im STEINBRUCH GERHAUSEN um 1898. Der eingezeichnete TRANSPORTSTOLLEN, der 2011 bei Kabelverlegearbeiten unerwartet angeschnitten und so wiedergefunden wurde, wurde von Schwenk 1872 errichtet. In östlicher Richtung dürfte sich der Tunnel noch 200 m hingezogen haben. Durch den Abbau in den 1960er-Jahren kam dieser Tunnelbereich in den Abbaubereich und wurde beseitigt.²⁹

Um seinen Lieferverpflichtungen nachkommen zu können, musste Leube expandieren und vor allem seine Steinbrüche erweitern. Durch eigene Untersuchungen waren ihm die Kalkvorkommen in Allmendingen und ihre Eignung für die Zementherstellung bekannt. Deswegen kaufte er 1852 am Galgenberg weitere Steinbruchparzellen. Dort produzierte Anton Fischer bereits seit 1846 hydraulischen Kalk. Einige Jahre stand dieser in Geschäftsbeziehungen mit dem Hause Schwenk, bevor er 1854 Lieferverpflichtungen mit Leube einging. Fischer war für Leube ein idealer Geschäftspartner, denn er besaß auch eine Mühle an der Springen. Durch dessen Vermittlung konnte Leube überdies seine Geschäftstätigkeit in Allmendingen weiter ausbauen. Am Galgenberg fand Leube ein örtlich begrenztes Kalkvorkommen, das sich

für die Herstellung von Naturportlandzement eignete. Nach mehrjährigen Experimenten mit verschiedenen Brennstoffen gelang ihm hier 1864 erstmals dessen Herstellung. Zu dieser Zeit erwarb Leube auch das Schloss Gartenau bei Salzburg samt Steinbrüchen. Im Jahr 1866 erweiterte Leube sein Unternehmen in Allmendingen durch die Übernahme der Produktionsanlagen des hochverschuldeten Anton Fischer. Letzterer war eine schillernde Persönlichkeit und geprägt durch die 1848er-Revolution, galt er als streitlustiger Zeitgenosse. Durch seinen unkonventionellen Lebensstil war er mit der örtlichen Kirche und der Herrschaft in Konflikt geraten. Walter Kneer hat dies und weitere Details zur Entwicklung der Zementindustrie in Allmendingen in seinem Buch veröffentlicht.²⁸



Ausschnitt aus dem Situationsplan von 1881 mit den PRODUKTIONSANLAGEN VON SCHWENK in der Thalmühle. Quelle im Anhang.

In Gerhausen an der Beinger Steige waren, wie erwähnt, bereits Weil und Leube ansässig. Seit 1854 besaß auch die Firma Schwenk Grundstücke im Bereich Öfele und im nördlichen Apfeltäle unweit davon.³⁰ Bis 1857 waren zwei Schachtföfen an der Straße nach Gerhausen in Betrieb, 1861 kam ein dritter hinzu. Die gebrannten Steine ließ Eduard Schwenk per Fuhrwerk in seine Mühle nach Söflingen fahren.³¹

Auch in Allmendingen besaß Schwenk Steinbrüche und Öfen. Die gebrannten Steine ließ er ebenfalls in Söflingen mahlen, bis er sich 1865 entschied, die Brüche in Allmendingen wegen der hohen Transportkosten stillzulegen. Er behielt aber die Grundstücke, was sich später noch als großer Vorteil erweisen sollte.³² Indessen forcierte er den Ausbau seiner Produktionsstätten an der Straße nach Beiningen. Nach seinem Tod im Jahre 1869 übernahm seine Frau Marie die Geschäfte und setzte

weiterhin auf Expansion. Im Jahr 1871 kam es zu einem Grundstückstausch mit Leube, der so Grundstücke in Allmendingen bekam und sich damit besser stellte.³³

Die Firma Schwenk bekam dafür ein zusammenhängendes Gelände nördlich des Apfeltäles von ihren Fabrikationseinrichtungen an der Straße nach Beiningen bis zum Öfele. Nördlich und südlich der etwa 280 Meter langen Strecke lagen die Grundstücke der Konkurrenten. Ein tiefer Einschnitt wäre in den weichen Zementmergeln ohne Einsturzgefahr nicht möglich gewesen. Zur Nutzung des östlichen Bruchs im Öfele musste daher 1872 eine unterirdische Verbindung für die Lorenbahn geschaffen werden. Durch den Bau des Transporttunnels hatte Schwenk wieder eine Perspektive für mehr als zwei Jahrzehnte. Es folgte ein Kapazitätsausbau durch die Errichtung von zwei weiteren Öfen.³⁴

ZEMENT- UND
BETONSTEINWERK
von Schwenk an der
Thalmühle, 1890.
Quelle im Anhang.



10

Seit 1867 war durch den aus Brackenheim zugezogenen Gastwirt Karl Albert Ruthardt weitere Konkurrenz entstanden. Von dem Zementfabrikanten Felix Müller aus Ulm hatte er an der Beininger Steige einen Steinbruch mit Brennofen gekauft. Das Geschäft lief offensichtlich gut, da Ruthardt sich im Jahre 1871 in Gerhausen ein Wohnhaus mit Magazin bauen konnte.³⁵ Die Mahlung des Zements geschah in der Blaubeurer „Thalmühle“. Dort war er 1872 mit dem Ravensburger Industriellen Julius Spohn in Verbindung gekommen. Noch vor der offiziellen Gründung der Firma Spohn & Ruthardt am 1. Oktober 1872 wurde auf den Gemarkungen Allmendingen, Schelklingen und Gerhausen sowie am neuen Bahnhof in Blaubeuren Gelände erworben.³⁶

Wenige Jahre zuvor, in den Jahren 1863 bis 1869, war die Donautalbahn von Ulm nach Sigmaringen fertig gestellt worden. Deren Linienführung war maßgeblich durch die bestehende Zementindustrie beeinflusst und nahm nicht die direkte Strecke über Erbach nach Ulm.³⁷ Ausgehend von Ulm folgte die Zementindustrie dem Vorkommen der Zementmergel nach Westen entlang des Blau-, Ach- und Schmiechtals. Zwischen 1839 und 1910 gab es 31 Gründungen von Zementwerken in diesem Bereich.³⁸

Die Eisenbahn ermöglichte die Kohlenzufuhr, erleichterte den Zementversand und gab Anlass für weitere Neugründungen. Insbesondere rückte die Stadt Blaubeuren als Standort in den Blickpunkt von Investoren. Gegenüber der Enge in Gerhausen bot das am Blaubeurer

Bahnhof gelegene Gewann „Unter dem Kühnenbuch“ einen idealen ebenen Baugrund für neue Fabriken. Vermutlich über seine Bankaktionäre gut informiert, kaufte auch das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft an der Beininger Steige und ebenso „Unter dem Kühnenbuch“ in Blaubeuren Grundstücke.

Zu diesem Zeitpunkt orientierten sich noch fast alle Zementhersteller an der Wasserkraft für ihre Mahlanlagen. Diese wollte sich die Witwe Marie Schwenk, geborene Ebner, ebenfalls sichern und kaufte am 30. Juli 1872 von Bertha Durst die „Thalmühle“ mit zwei Mahlgängen. Zusätzlich zur Wasserkraft stellte sie eine Dampfmaschine mit 50 PS auf, um die Abhängigkeit bei Niedrigwasser zu verringern. Fortan wurden die gebrannten Kalksteine per Pferdefuhrwerk statt nach Söflingen nach Blaubeuren gefahren. Die Produktion von Romanzement konnte dadurch gegenüber dem ursprünglichen Standort Gerhausen von 1.449 t (1870) auf 5.400 t (1873) erhöht werden. Um auf Dauer konkurrenzfähig zu bleiben, musste die Firma Schwenk in die Portlandzementherstellung einsteigen. Am 8. Juli 1881 erhielt Schwenk die Genehmigung für die Errichtung eines Schachtofens bei der Thalmühle und rückte damit in den Kreis der Portlandzementhersteller auf. Die stadtnahe Lage führte aber zu langwierigen Kontroversen um die Emissionen. Dennoch konnte sich der Produktionsstandort in Blaubeuren bis Ende 1923 halten.³⁹

Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren

Schon kurz nach seiner Gründung hatte das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft durch Kauf der Ziegelei am Bothnanger Weg seine Aktivitäten im Bereich der Baustoffproduktion erheblich ausgeweitet. Wie bereits erwähnt, musste das Unternehmen für seine Baumaßnahmen, insbesondere den hochwertigen Portlandzement teuer einkaufen. Die Investitionen in den Bau einer Portlandzementfabrik waren hoch und der Erfolg mit erheblichen Risiken verbunden. Die Probleme lagen hauptsächlich in dem geringen Kenntnisstand über die notwendige Zusammensetzung des Rohmaterials und die Erfordernisse im Brennprozess. Gegenüber dem seinerzeit hauptsächlich verwendeten Romanzement, der bei unter 1000 °C gebrannt wurde, lagen die Brenntemperaturen von Portlandzement bei fast 1500 °C. Daraus ergaben sich sowohl bei der Aufbereitung des Rohmaterials als auch für das gesamte Ofensystem erhebliche technologische Anforderungen. Es verlangte daher einigen Wagemut von Investoren, in den neuen Geschäftsbereich zu investieren. Die Zurückhaltung der Aktionäre im Stuttgarter Unternehmen war daher deutlich erkennbar. Dennoch entschloss sich der Aufsichtsrat im Laufe des Jahres 1872 auf Vorschlag von Alwin Moser zum Bau einer Zementfabrik in Blaubeuren, die als selbstständige Gesellschaft unter dem Namen Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren geführt wurde. Um die Zustimmung vom Aufsichtsrat zu erhalten, hatte der Vorstand zunächst nur den Bau einer Romanzementfabrik vorgeschlagen, die später für die Portlandzementherstellung umgebaut werden sollte.⁴⁰

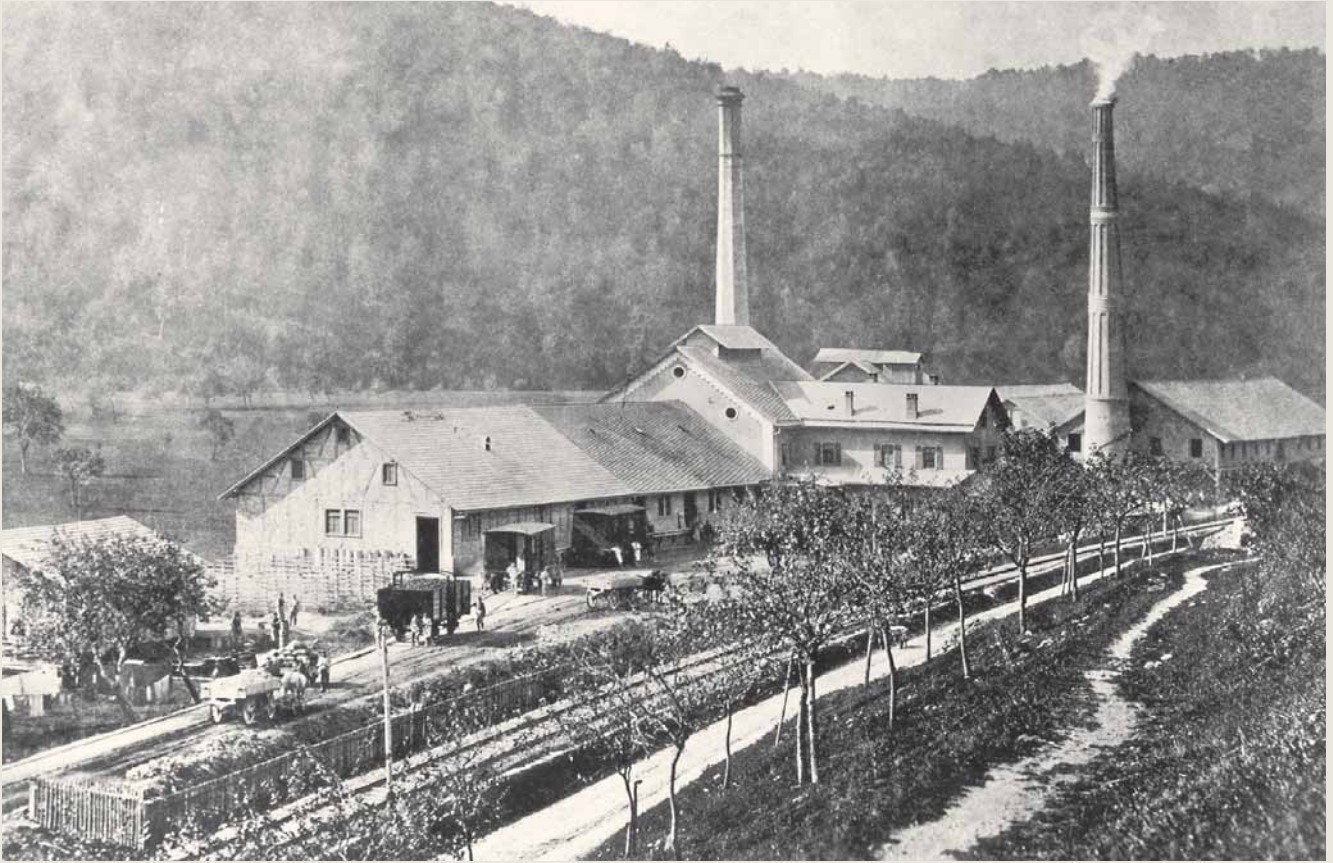
Der Fabrikstandort Blaubeuren war dabei nicht zufällig ausgewählt worden. Durch die Nähe zu den Steinbrüchen in Gerhausen und durch den neuen Bahnanschluss, aber auch wegen der Arbeitskräfte, war die Stadt sehr attraktiv.

Außerdem siedelte bereits die Konkurrenz dort. Innerhalb des Jahres 1872 entwickelte sich Blaubeuren zum Industrieort. In der Beschreibung des Oberamts von 1830 wird noch festgestellt, dass es im eigentlichen Sinne keine Fabriken gab. Vielmehr arbeiteten nahezu 600 Beschäftigte in der Leinwand-, Tisch- und Kölschweberei (leichtes Wollgewebe aus Kammgarn). Lediglich 40 Maurer und sechs Ziegler mit Lehrlingen vertraten das übrige Handwerk.⁴¹

Die neuen Zementwerke wurden daher in der Septemбераusgabe 1872 des „Blaumanns“ euphorisch begrüßt:

„Im Laufe des Sommers wurden die Fabriken vergrößert, auch haben sich neue Fabriken und größere Etablissements gebildet. Dr. Leube hat seine Cement-Oefen vermehrt und die sog. Neumühle in Gerhausen für Cementbereitung eingerichtet. Zu gleichem Zwecke ist die hiesige Thalmühle in Besitz des Hrn. Schwenk zum Kupferhammer in Ulm übergegangen. Ferner baut Herr Ruthard, außer der Vermehrung seiner bisherigen Cementöfen, eine Cementfabrik in der Nähe des Bahnhofs und ebendasselbst ist ein ganz großartiges Unternehmen in diesem Industriezweige von der Stuttgarter Allgemeinen Baugesellschaft nach erfolgreichem Ankauf vieler Güter in Angriff genommen.“⁴²

Für die Baumaßnahmen wurde Bauführer Anton Hoch aus München eingestellt, der nach der Fertigstellung Betriebsleiter des Werks wurde. Am 8. November 1872 nahmen die Zweigniederlassung des Immobilien- und Baugeschäfts die Arbeit und im September 1873 das Schacht-ofenwerk den Betrieb auf.⁴³ Anfangs wurde der Romanzementklinker teilweise direkt verkauft, größtenteils aber auf fremden Mühlen im Lohn gemahlen. Schon wegen der bedeutenden Transportkosten war dies unrentabel. Hinzu kam der Nachfrage- und Preisrückgang zu Gunsten des



Ansicht der **STUTTGARTER CEMENTFABRIK BLAUBEUREN** von Osten, ca. 1877

Portlandzements, so dass mit Verlust gearbeitet wurde. Ein Konjunkturereinbruch Ende des Jahres 1873, auf welchen später noch eingegangen wird, beeinträchtigte die Rentabilität der neuen Unternehmung zusätzlich. Daher betrachtete man im Aufsichtsrat die Blaubeurer Zementfabrik anfangs eher als „ein Schmerzenskind“ der Gesellschaft. Der Vorstand sah dies jedoch anders und schrieb im Geschäftsbericht: „Das Geschäft gibt in der That zu Besorgnissen keinerlei Anlaß.“⁴⁴ Die durchschnittlichen Erträge über die ersten drei Betriebsjahre ergebe „eine völlig angemessene Rendite aus dem verwendeten Kapital.“⁴⁵

Die direkte Konkurrenz, aber auch der wachsende Vertrauensverlust gegenüber Romanzement, der insbesondere durch Angebote von geringer Qualität verursacht worden war, zwang zum Umdenken:

„Man stand nun vor der Frage, ob es möglich sein würde, in Blaubeuren und Umgebung einen Portland-Cement zu erzeugen, der dem englischen und norddeutschen Fabrikate ähnlich wäre. Obgleich die Gelehrten bisher diese Frage verneint hatten, waren dennoch die Fabrikverwalter Hoch und Bischoff in Blaubeuren und Direktor Moser der entgegengesetzten Überzeugung.“⁴⁶

Obgleich die Versuche zur Portlandzementherstellung günstige Resultate zeigten, war es keine leichte Aufgabe, den Aufsichtsrat der Gesellschaft von der Portlandzementherstellung

zu überzeugen. Wiederum war es der Initiative von Eduard von Hallberger und Alexander Pflaum zu verdanken, dass der Aufsichtsrat dem Umbau zustimmte. Schon 1874, nach einem Betriebsjahr, gelang der Stuttgarter Zementfabrik Blaubeuren die Herstellung von Portlandzement. Ebenso konnte erstmals ein Gewinn ausgewiesen werden.⁴⁷

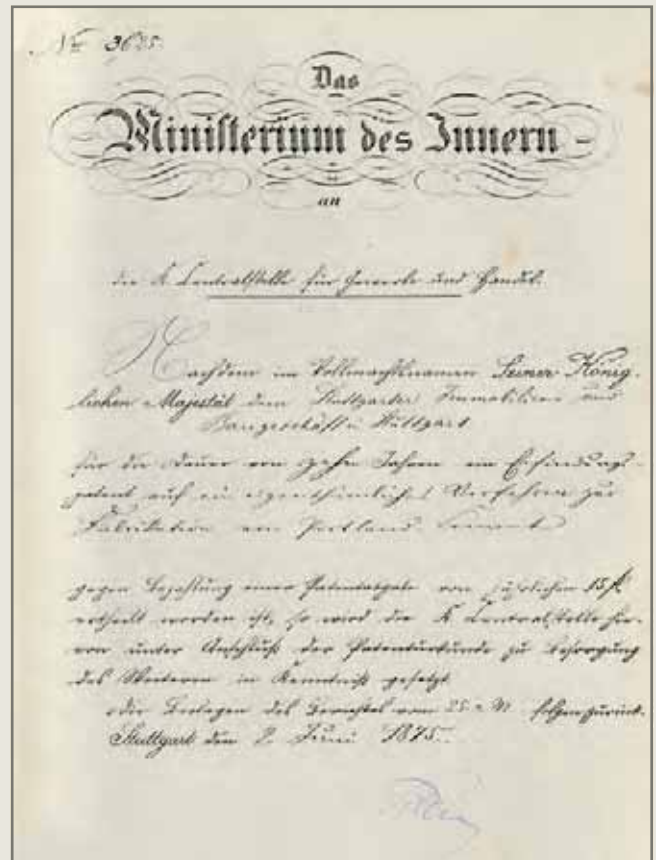
Am 2. Juni 1875 erhielt das Immobilien- und Baugeschäft ein Patent auf ein „eigenthümliches Verfahren zur Fabrikation von Portland-Cement“. Was genau die Erfindung ausmachte ist nicht überliefert, es handelte sich aber sicher um ein Rohstoffaufbereitungsverfahren für künstlichen Portlandzement. In einem Brief vom 12. April 1875 schickten Moser und Betriebsleiter Bischoff ein Gesuch zur Errichtung einer Portlandzementfabrik an die Königliche Stadtdirektion.⁴⁸

„Nachdem im Vollmachtenamen Seiner Königlichen Majestät dem Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft für die Dauer von zehn Jahren ein Erfindungspatent auf ein eigenthümliches Verfahren zur Fabrikation von Portland-Cement gegen Bezahlung einer Patentabgabe von jährlich 15 fl [Gulden] ertheilt worden ist, so wird die K. Centralstelle hiervon unter Anschluß der Patenturkunde zu Besorgung des Weiteren in Kenntniß gesetzt. Die Beilagen des Berichtes vom 25. v. M. folgen zurück. Stuttgart den 2. Juni 1875.“⁴⁹



Standort der **FIRMA LEUBE** in der umgebauten Neumühle in **GERHAUSEN**, 1872. Quelle im Anhang.

ANWEISUNG des **MINISTERIUMS DES INNERN** an die Centralstelle für Gewerbe und Handel in Stuttgart vom 2. Juni 1875 zur Ausstellung der Patenturkunde. Quelle im Anhang.



Die Herstellung von Portlandzement brachte eine Verfahrensumstellung mit sich. Während für Roman- und Naturportlandzement das Rohmaterial direkt auf den Ofen aufgegeben wurde, musste es für die Herstellung des künstlichen Portlandzement zuerst gemahlen werden. Zwar ist das Patent nicht mehr im Original erhalten, doch aus der Produktionsbeschreibung lässt sich die Besonderheit des Verfahren rekonstruieren. Eine Mischung der in der Zusammensetzung stark schwankenden Kalkmergel im bergfeuchten Zustand war zu jener Zeit schwierig. So war die Aufbereitung und Homogenisierung (Vergleichmäßigung) des Rohmaterials durch Aufschlämmen mit Wasser und anschließender Mischung üblich. Dies bedeutete einen höheren Energieaufwand beim Brennen für die Verdunstung des eingesetzten Wassers. Das Stuttgarter Verfahren ging einen anderen Weg und führte eine künstliche Mischung von hochreinem Kalkstein und Mergel in trockenem Zustand durch, was eine wesentliche Neuerung darstellte. Dazu wurden Mergel mit niedrigem und hohem Tongehalt zunächst in Schachtöfen getrocknet und entsäuert sowie in getrennten Silos vorgehalten. Das hochkalkige Material wurde in einem Schuppen abgestürzt, wo es an der Luft trocknete. Anschließend wurde dieses im richtigen Mischungsverhältnis durch Steinbrecher, Kollergänge und Mahlgänge zu feinem

Mehl verarbeitet. Die Feinheit ergab auf einem 900 Maschen-Sieb, d.h. 900 Drähte pro Quadratcentimeter, einen Rückstand von 12 %. Das pulverisierte Rohmaterial wurde in Trommeln mit wenig Wasser gemischt (Halbtrockenverfahren) und auf gewöhnlichen Ziegelpressen zu Formlingen gepresst. Bei der erwähnten, damals üblichen Nassaufbereitung mussten die Rohmehlsteine dagegen zuerst auf einer Darre getrocknet und dadurch mehrfach von Hand umgesetzt werden.⁵⁰

Im Gegensatz zu den Konkurrenzwerken errichteten die Stuttgarter das neue Werk mit einem Ringofen mit 18 Kammern, der mit Koks und Kohle befeuert wurde. Diesen energiesparenden Ofentyp führten sie zu gleicher Zeit auch in den übernommenen Stuttgarter Ziegeleien ein. Das gebrannte Produkt hatte ein den Ziegelklinkern ähnliches Aussehen, weshalb es auch den Namen Zementklinker erhielt. Letzterer wurde schließlich auf Kollergängen und Mahlgängen mit 1,35 m und 1,50 m Durchmesser, die denen von Getreidemühlen entsprachen, fein gemahlen. Als Antrieb für die Maschinen diente eine kleine Wasserkraft von 15 PS und zwei Dampfmaschinen mit insgesamt 250 PS.

Seit 1878 galten die von Berliner Baubehörden anerkannten Prüfvorschriften als Richtlinie für die Zementprüfung. Danach durfte der Siebrückstand auf einem 900 Maschen-Sieb



WERKSPROSPEKT für Betonröhren, 1884. Quelle im Anhang.

höchstens 20 % betragen, denn die Mahlfeinheit bestimmt maßgeblich die Reaktionsfähigkeit des Zements. Mit drei Teilen Normsand gemischt und nach 28-tägiger Erhärtung unter Wasser, musste eine Minimaldruckfestigkeit von 10 kg pro cm² erreicht werden. Die Stuttgarter Portlandzemente erreichten 50 bis 80% höhere Festigkeiten. Die Blaubeurer Fabrik bot einen in ein bis sechs Stunden langsam und einen in 36 bis 60 min mittellangsam abbindenden Zement an. Verpackt wurde das Produkt in damals übliche 180 kg Fässer oder Jutesäcke zu 50 kg.⁵¹ Im Jahr 1877 betrug die Produktion lediglich 6.000 Tonnen. Nach dem Zubau eines weiteren Ringofens hatte sie sich 1882 bereits auf 15.000 t erhöht.⁵²

In einem Werksprospekt von 1882 wies die Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren darauf hin, dass sie im Gegensatz zu zahlreichen anderen Herstellern als einzige in Württemberg und Bayern echten künstlichen Portlandzement herstellte. Tatsächlich war es bei günstiger natürlicher Rohstoffzusammensetzung, wie bei den Zementmergeln des Weißen Juras, ohne aufwändige Aufbereitung möglich, sogenannten natürlichen Portlandzement zu brennen. Das Verfahren ähnelte dann der Romanzementherstellung bei höheren Temperaturen. Der künstliche Portlandzement war damals ein hoch

gepriesenes Produkt, lag aber mit seiner Festigkeitsentwicklung nach 28 Tagen etwa bei einem Drittel der heute gültigen Norm. Auch das Stuttgarter Werk stellte Naturportlandzement her, mischte ihn mit Romanzement und verkaufte ihn als sogenannten Röhrenzement. Andere Hersteller nannten dieses Produkt Primazement. Letzterer wurde für Fassadenputze und Betonfertigteile verwendet. In den 1880er-Jahren hatte Portlandzement immer noch einen relativ hohen Preis, so dass die Zementhersteller versuchten, den Markt über den Verkauf von Betonfertigteilen zu erschließen. Der Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren war deshalb auch eine Kunststeinfabrikation angeschlossen, die insbesondere Kanalisationsröhren für die wachsenden Städte herstellte. Für massige Bauteile wie Fundamente wurde aber von den Bauherren nach wie vor der preisgünstige Romanzement verwendet.⁵³

„Gründerkrach“ und Ausbau des Zementgeschäfts

Die Bauspekulationen und der Immobilienverkehr erreichten zum Beginn des Jahres 1873 einen Höhepunkt. Die Geschäftsführung erwartete einen langanhaltenden Bauboom. Im Rückblick auf das Jahr 1873 hieß es im Geschäftsbericht: „Der Umsatz in Liegenschaften war größer als je und die massenhaften Bestellungen auf Baumaterialien, die bei uns einliefen, ließen neben der Menge der bei Behörden eingereichten Baugesuche ein bewegtes und erfolgreiches Betriebsjahr erwarten.“⁵⁴

Während in den ersten Monaten des Jahres noch Euphorie herrschte, trübte sich die Konjunktur Mitte des Jahres schlagartig ein. Noch vor Eröffnung der Wiener Weltausstellung im Mai 1873 führten überhitzte Börsenspekulationen zu einer Lähmung des Bauwesens. Die Konjunkturkrise brachte in den Folgejahren für das Immobiliengeschäft erhebliche Verluste, da ein großer Teil der Investitionen durch langfristige Kredite mit relativ hohen Zinsen finanziert

war. Die starke Bautätigkeit der vergangenen Jahre hatte vor allem in Stuttgart zu einem Überangebot an Wohnungen geführt. Die Krise traf daher das Unternehmen besonders stark und machte plötzlich die Grundstücke unverkäuflich.⁵⁵

Insbesondere die luxuriösen Doppelhausvillen in der Goethestraße ließen sich schlecht verkaufen. So entschloss man sich, nach deren Fertigstellung die Bautätigkeit komplett einzustellen und nur noch Grundstückskäufe zum Zweck der Arrondierung zu tätigen.⁵⁶

Als nach fünf defizitären Geschäftsjahren keine Besserung in Aussicht war, stand die Geschäftsführung vor der Wahl der Liquidation oder einer Abwertung des Aktienkapitals. Die Durchführbarkeit der partiellen oder totalen Liquidation stand aufgrund der Größenordnung grundsätzlich in Frage. Der andere Weg, das entstandene Betriebsdefizit auszugleichen war, Abschreibungen auf Fabriken, Gebäude und Areale vorzunehmen.

15

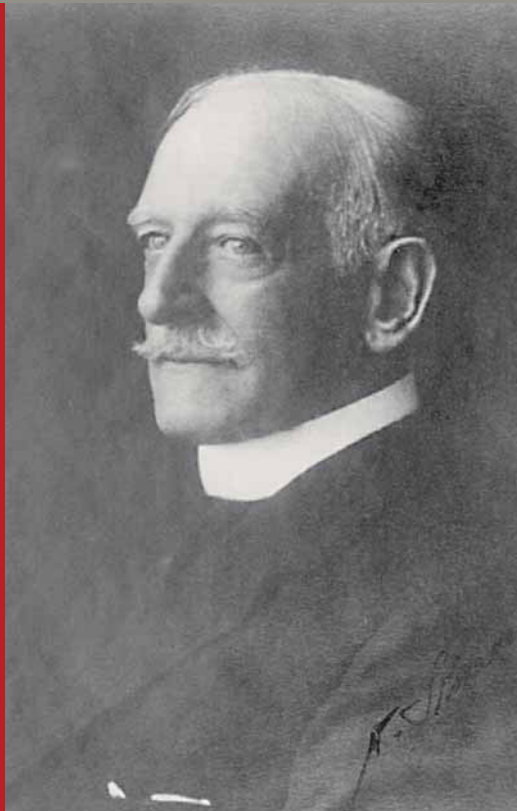
Carl Anselm, No. 11 Hauptstraße in Stuttgart
und Langer & Weber in Heilbronn.

Stuttgarter Immobilien- & Baugeschäft in Stuttgart.	
Backsteine, Verblender gelb & roth,	} aus unseren Stuttgarter Ziegeleien.
Formsteine aller Art, Dachplatten,	
Sandsteine, weiss & roth,	} aus unseren Steinbrüchen in Stuttgart, Reulbronn und Neuenstein.
zu Monumentalbauten, sowie zu Bild- hauerarbeiten vorzüglich geeignet,	
Portland- & Roman-Cemente	} aus unserer Stuttgarter Cementfabrik in Blaubeuren.
und Cementwaaren	
empfehlen wir in ausgezeichneter Qualität unter Zusicherung billigster Preise und prompter Bedienung.	
1. Stuttgarter Immobilien- & Baugeschäft in Stuttgart.	

Für Husten- und Brustleidende.

INSERAT in der Schwäbischen Chronik vom 16.10.1881. Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft.

WOLDEMAR SCHRADER,
Generaldirektor
(*25.06.1849 Berlin
†5.03.1934 Stuttgart),
1929



16

So konnte ein Teil des Aktienkapitals für die Aktionäre gerettet werden. Auf der Außerordentlichen Generalversammlung am 26. August 1878 wurde von den 23 noch verbliebenen Aktionären das Grundkapital von 3,6 auf 1,8 Mio. Mark herabgesetzt. Ebenso wurde die Ausgabe neuer Prioritätsaktien/Vorzugsaktien zum Nennwert von einer Mio. Mark mit 5% Vorabverzinsung beschlossen. Zugleich verkaufte man die Beteiligung an der Durlacher Thonwarenfabrik und betrieb die Liquidation des Rheinischen Baugeschäfts. Mit den Gläubigern vereinbarte man eine Reduzierung des Zinsfußes und eine Verlängerung der Tilgung und Kündbarkeit auf weitere fünf Jahre.⁵⁷

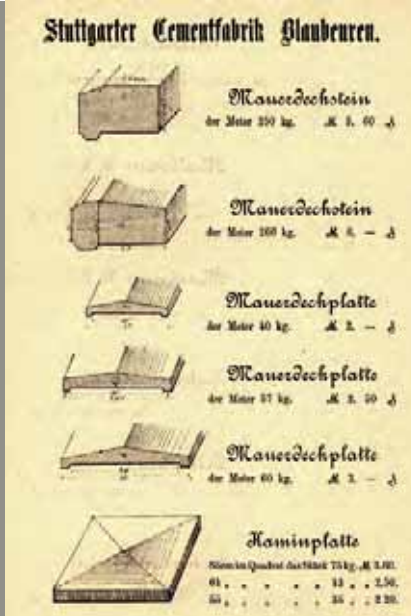
Im August 1880 starb der Geheime Kommerzienrat von Hallberger, der seit Bestehen des Unternehmens Vorsitzender des Aufsichtsrats gewesen war. Er hatte das Unternehmen bis dahin trotz fortwährender Verluste zusammengehalten. Das Amt des Aufsichtsratsvorsitzenden übernahm der bisherige Stellvertreter, Alexander Pflaum.⁵⁸ Im Vorstand übernahm WoldeMAR Schrader (*25.06.1849 in Berlin †5.03.1934 in Stuttgart)⁵⁹ 1881 mit Alwin Moser die Verantwortung.

Zu diesem Zeitpunkt waren auch die Anfangsschwierigkeiten überwunden, die Bautätigkeit normalisierte sich und die Nachfrage nach Grundstücken stieg gegen Ende 1880. Das verlustbringende Immobiliengeschäft belastete aber weiterhin das Ergebnis. Das Ziegelgeschäft war durch einen starken Preisdruck beeinträchtigt.

Von 1870 bis 1878 fielen die Ziegelpreise um 10 bis 15 %. Die Nachfrage nach Zementwaren blieb stabil, so dass die Gewinne aus der Stuttgarter Zementfabrik Blaubeuren das Ergebnis einigermaßen ausglich.⁶⁰ Die Nachfrage nach Natursteinen, insbesondere aus Maulbronn, hatte dagegen auch während der Krisenjahre unvermindert angehalten. Der Grund lag darin, dass die Steine einerseits für viele öffentliche Bauten vorgeschrieben waren und andererseits in ihrer zunehmenden Beliebtheit für feine Bildhauerarbeiten.⁶¹ Da der Steinbruch am Schellberg erschöpft war, erwarb das Unternehmen auf der Feuerbacher Haide und südwestlich von Neuenstein neue Sandsteinbrüche.⁶²

Obwohl die Zementfabrik in Blaubeuren in den 1880er-Jahren dazu beitrug, die Verluste auszugleichen, war der Zementabsatz dennoch nicht befriedigend. Dazu trugen insbesondere die württembergischen Behörden mit hartnäckigen Vorurteilen gegen den in Württemberg hergestellten Zement bei. Wie andere süddeutsche Fabriken legten deshalb auch die Stuttgarter Referenzschriften mit dem Ziel auf, die Qualität ihrer Produkte und die Vergleichbarkeit mit den nach wie vor marktbeherrschenden englischen Portlandzementen nachzuweisen. Wiederholt beklagte sich der Vorstand wegen der Benachteiligung im Markt:⁶³

„Wir mussten die bittere Wahrheit des Satzes – Der Prophet gilt nichts im Vaterlande – an uns selbst erkennen lernen. Insbesondere die staatlichen und kommunalen Behörden in unserer engeren Heimat nahmen zum Teil jahrelang Anstand, unser Fabrikat bei öffentlichen Bauten zu verwenden. Erst als dasselbe von bayerischen und schweizerischen Behörden erprobt und bewährt befunden und mit glänzenden Zeugnissen belegt war, da machte man auch in Württemberg Versuche mit der Anwendung schwäbischen Portlandzements.“⁶⁴



Deckblatt einer REFERENZSCHRIFT und Zeugnisse der Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren, Jan. 1883 (Bild links).

Innenseite: Formsteine aus Sandstein. (Bild rechts).

Eines von vielen ZEUGNISSEN in der Referenzschrift von 1883.

Der Stuttgarter Zementfabrik Blaubeuren wird hiemit auf Verlangen bezeugt, dass dieselbe zum Bau der neuen Forts der Festung Jugolstadt vom Jahre 1875 bis 1880 an 82000 Zentner Portland-Zement geliefert und dass sich dieser Zement bezüglich seiner Qualität und Haltbarkeit stets vorzüglich erwiesen hat, sowie dass die Lieferungen stets prompt nach den jeweiligen Bestellungen ausgeführt worden sind.

Jugolstadt, 4. Februar 1881.

Festungs-Ingenieur-Direktion
De Ahna
Oberst.

Auf der Württembergischen Landesgewerbe-schau 1881 präsentierte das Immobilien- und Baugeschäft sein komplettes Produktspektrum, mit dem Ziel, „neue Liebhaber“ zu gewinnen und das Absatzgebiet zu erweitern. Die Verleihung eines Ehrendiploms war ein großer Schritt für die Anerkennung seiner Produkte, insbesondere des Portlandzements.⁶⁵

Die beliebige Formbarkeit von Ziegeln und Beton in Form von Kunststeinen ermöglichte eine Verbilligung und schnelle Reproduzierbarkeit. Bis dahin war Fassadenschmuck als Steinmetzarbeit ausgeführt worden und daher nur wohlhabenden Bauherren vorbehalten. Jetzt entstanden historisierende Bauten nach Baukastensystemen durch billige Imitate von klassischen Vorbildern. Wie die ersten Automobile einer Kutsche ähnlich sahen, kopierte die Kunststein-

industrie zunächst den Formenschatz der zeitgenössischen Natursteinfassaden und brachte ihn inflationär zur Anwendung. Damit zog die Beton- und Ziegelbauweise sogleich auch Kritik auf sich. Der Ausstellungsbericht zur Württembergischen Bauausstellung in Stuttgart im Jahr 1908 kritisiert Zement als Hilfsmittel und billiges Surrogat. Er mache es möglich, dass „bis in die kleinsten Ortschaften jene schrecklichen Gebilde aus Backstein oder Zement Eingang fanden, die irgendeinen Stil, vornehmlich Renaissance nachahmen sollten. Welche Flut von Ungeschmack, die nicht nur für die Architektur verhängnisvoll war, hat sich dabei über Stadt und Land ergossen.“⁶⁷ Aus der freien Formbarkeit und Gestaltung des Betons entsteht auch sein Dilemma – es kam schon damals darauf an, was man daraus machte.



BRIEFBOGEN vom 18.01.1882 mit Auszeichnungen auf der Württembergischen Landesgewerbe-Ausstellung in Stuttgart im Jahr 1881.⁶⁶ Quelle im Anhang.

Stuttgarter Cementfabrik Allmendingen

18

Eine Stärke des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts war seine gute Kenntnis der Marktlage und seine Fähigkeit, rasch zu reagieren. Wenn es darum ging, den Markt zu beeinflussen, strebte das Unternehmen eine Verständigung mit den Konkurrenten an, um einen ruinösen Wettbewerb zu umgehen. Bereits 1877 gingen die Stuttgarter eine Interessensgemeinschaft mit der Firma Gebr. Leube in Ulm ein. Letztere verfügte über einen großen Kundenstamm und besaß auch in Allmendingen und Schelklingen Rohstoff- und Produktionsstandorte.⁶⁸ Dies machte sie für die Stuttgarter auf

lange Sicht interessant. In Blaubeuren führte die Konzentration größerer Zementfabriken zu einer Anzahl von Problemen. Vor allem in Hauptnachfragezeiten kam es zu Engpässen bei der Bahnverladung. Ebenso waren die Steinbrüche in Blaubeuren allmählich erschöpft. In Gerhausen behinderten die Besitzverhältnisse einen rationalen Gesteinsabbau. Ein weiteres Problem stellte der Baugrund in der Achniederung dar, der Baumaßnahmen für Betriebserweiterungen erschwerte. Die Situation führte schließlich zu Überlegungen, in Allmendingen eine weitere Produktionsstätte zu errichten.⁶⁹



ARBEITER DER STUTTGARTER CEMENTFABRIK in Allmendingen, 1900. Quelle im Anhang.



Am Heilenberg in Allmendingen standen die „Cementstein-Lager“ (Zementmergel) in großer Mächtigkeit an und die Abbauverhältnisse waren günstig. Zeitweise existierten hier zwölf, wenn auch z.T. sehr kleine Zementwerke. Auch die Stuttgarter Zementfabrik Blaubeuren begann im Jahr 1878 damit, sich durch Kauf und langfristige Pachtverträge die notwendigen Grundstücke und Abbaufächen zu sichern. Über das Baugrundstück für die neue Zementfabrik wurde am 31. Juli 1880 mit Baron Ernst von Freyberg, der über großen Grundbesitz am Heilenberg verfügte, ein erster Vertrag abgeschlossen.⁷⁰

Noch im gleichen Jahr errichtete man einen Schachtofen nach „Grenobler“ Vorbild – Bauart Vicat – mit 4 m Durchmesser und 8 m Höhe.⁷¹ Bald darauf wurde ein zweiter Ofen errichtet, so dass 2.000 t Klinker pro Jahr gebrannt werden konnten. Weitere Schachtofen dienten dem Trocknen der Mergelsteine. Das gebrannte Material wurde zunächst in Blaubeuren gemahlen. Bewusst hatte man die Investitionen in neue Fabrikanlagen anfangs gering gehalten und lediglich Romazement

produziert. Dafür genühten sehr einfache Einrichtungen, weil keine Aufbereitung und Mahlung des Rohmaterials nötig war.⁷²



ERNST VON FREYBERG, 1901.
Quelle im Anhang.



ANTON HOCH (*16.02.1842 in Reinstetten; †2.06.1919 in Ehingen a. D.) wurde als Sohn eines Sattlermeisters geboren. Nach einer Ausbildung als Maurer und Steinhauer arbeitete er in München als Bauführer. 1872 trat er in das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft ein und errichtete die Romanzementfabrik in Blaubeuren. Als technischer Leiter war er maßgeblich am Bau und Betrieb der Zementfabriken in Allmendingen und Ehingen beteiligt. Hoch übersiedelte mit seiner Familie 1885 nach Allmendingen und wurde Direktor der Fabriken. In beiden Orten erhielt er die Ehrenbürgerschaft. Ende 1913 trat er in den Ruhestand. Hoch war zweimal verheiratet und hatte mit seinen beiden Ehefrauen zusammen 19 Kinder.⁷⁵

20

Aufgrund der steigenden Nachfrage nach Portlandzement, insbesondere für Festungsbauten in Ingolstadt und Ulm sowie für Bahnhofsbauten, machte Direktor Schrader im Aufsichtsrat den Vorschlag, auch in Allmendingen die Portlandherstellung aufzunehmen. Dazu war der Aufbau einer neuen Produktionslinie notwendig. Nachdem Vorversuche gute Ergebnisse brachten und die Hauptaktionäre schließlich gegen Hypothekensicherung die Finanzierung der neuen Fabrik ermöglicht hatten, konnte mit den Planungen begonnen werden.⁷³

Unterdessen trat im Sommer 1882 Betriebsleiter Anton Hoch aus Blaubeuren eine Studienreise durch ganz Deutschland an, um alle in Frage kommenden einschlägigen Anlagen technisch zu studieren. Für die neue Fabrik wurde am 11. Oktober 1882 der Hauptvertrag mit Baron Ernst von Freyberg unterzeichnet. So wurde der benötigte Steinbruch von den Stuttgartern auf die Dauer von 50 Jahren gepachtet. Der abgefasste Vertrag kam beiden Vertragspartnern entgegen. Zu Beginn war das Pachtgeld gering und steigerte sich mit dem Geschäftserfolg. Angeblich soll Baron Ernst von Freyberg in den ersten Jahren jährlich 10.000 Mark als Pacht erhalten haben, die sich dann im Laufe der Jahre auf 14.000 Mark erhöhte. Von Freyberg hatte in all den Jahren, in denen die Stuttgarter in Allmendingen ansässig waren, mit diesen eine sehr enge Geschäftsbeziehung.⁷⁴

Sofort nach Vertragsunterzeichnung wurde noch im Oktober 1882 nach Hochs Plänen mit dem Bau eines Ringofens mit 18 Kammern begonnen. Gleichzeitig entstanden eine Mühle, ein Magazin, ein Kessel- und Maschinenhaus sowie ein Wohnhaus. Die maschinelle Einrichtung bestand aus zwei Steinbrechern und zwei Walzwerken mit vier Mahlgängen. Als Antriebs-

maschinen dienten zwei Dampfmaschinen mit insgesamt 375 PS. Für den Versand und die Lieferung der Kohle baute man eine Drahtseilbahn von einem Kilometer Länge zur Verladestation am Bahnhof, am heutigen Bahnübergang an der Marienstraße. Die Arbeiten wurden so rasch durchgeführt, dass schon im März 1883 der Ringofen erstmals in Betrieb genommen werden konnte. Im Juni 1883 wurde der erste Portlandzement verladen. Weiterhin wurden aber auch Romanzement und Kalkprodukte produziert.⁷⁶

Zusammen mit der Fabrik Blaubeuren erhöhte sich damit die jährliche Produktionskapazität des Stuttgarter Immobilien- und Bau-Geschäfts auf 30.000 t Portlandzement, 15.000 t Romanzement, 7.500 t Primazement.⁷⁷

Anton Hoch übernahm die Betriebsleitung der neuen Fabrik in Allmendingen. Sein Nachfolger in Blaubeuren wurde Paul Wigand (*31.07.1849 in Köln †4.11.1927 in Blaubeuren). Dieser hatte bei der Firma Leube in Ulm Karriere gemacht, wo er 1866, mit 17 Jahren, eine Kaufmannslehre begonnen und 1881 Prokura erhalten hatte.⁷⁸



ZEITUNGSANZEIGE FÜR HYDRAULISCHEN KALK, 1897.

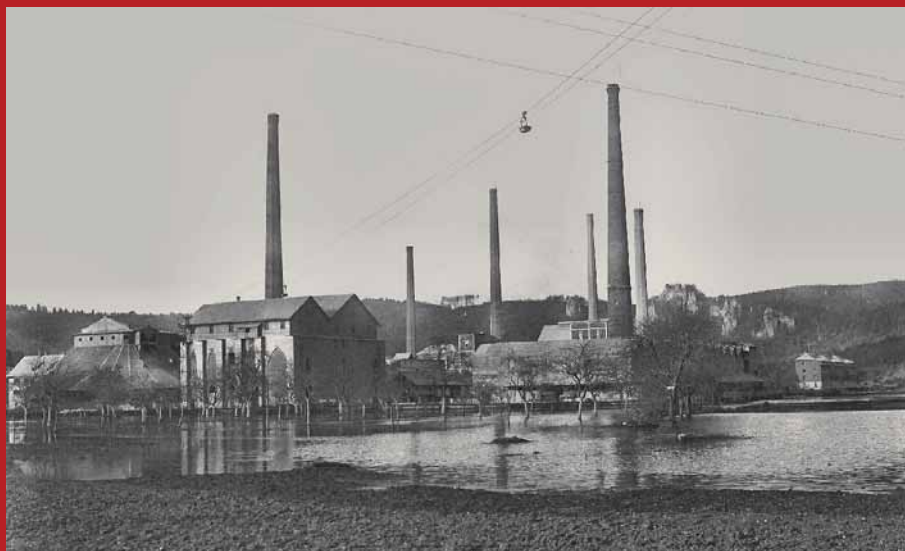
Betriebsgemeinschaft mit Leube und Kampf um Allmendingen

In der bereits erwähnten Interessensgemeinschaft von 1877 zwischen Leube und Stuttgart bestand eine enge Zusammenarbeit zwischen beiden Unternehmen, deren Inhalt aber heute nicht mehr bekannt ist. Vermutlich ging es neben Vermarktungsstrategien im Wesentlichen um Rohstofffragen.

Zu dieser Zeit waren die Steinbrüche der Firma Leube in Gerhausen nahezu erschöpft und man musste eine Verlagerung des Betriebs ins Auge fassen. Favorisiert wurde ein Ausbau des Produktionsstandorts in Allmendingen, wo die Firma schon über 30 Jahre ansässig war. Zuletzt hatte man dort die schon erwähnten Anlagen von Anton Fischer übernommen. Seit 1876 waren Planungen für ein größeres Werk mit Ringofen und einer Drahtseilbahn im Gange. Dazu verhandelte man mit Schwenk ein weiteres Mal über einen Grundstückstausch, der

Mitte 1881 zustande kam. Durch den Tod des Firmengründers Ernst Gustav Leube am 15. November 1881 geriet die Ausführung der Pläne ins Stocken, dennoch hielt man an der Idee fest. Noch Anfang November 1882 kaufte Leube Grundstücke östlich der Zementfabrik Spohn in Blaubeuren, wo auch die Stuttgarter Parzellen besaßen. Möglich, dass dies in Absprache im Rahmen des Interessensvertrags geschah. Die Firma Spohn war so in ihren Expansionsmöglichkeiten stark eingeschränkt. Diese Sperrgrundstücke waren für Tauschgeschäfte und für Verhandlungen ein probates Druckmittel. Dennoch blieben alle Schachzüge vergebens, denn in Allmendingen hatten bereits die Konkurrenten Carl Schwenk, Anton Kneer und die Stuttgarter entsprechende Grundstücke erworben und so eine Ansiedlung von Leube vereitelt.⁷⁹

21



PORTLAND-CEMENTFABRIK, GEBRÜDER SPOHN von Süden gesehen. Es kreuzen sich die Seilbahnen aus Sotzenhausen und vom Stuttgarter Werk nach Gerhausen. Im Vordergrund links das Doppelschachtofengebäude und rechts ein Ringofen, ca. 1930.



DOPPELSCHACHTOFEN DER ZEMENTFABRIK ALLMENDINGEN
der Gebrüder Spohn am Hausener Berg,
erbaut 1882, abgerissen 1925, ca. 1890

Das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft verfolgte seit der Bildung der Interessensgemeinschaft mit Leube deren Situation aufmerksam. Während die Planungen für die neue Stuttgarter Zementfabrik in Allmendingen liefen, machten die Stuttgarter im Frühjahr 1882 der Firma Leube ein Übernahmeangebot. Besonders interessant waren dabei Leubes großer Kundentamm und die Grundstücke in Allmendingen.⁸⁰ Nachdem die Familie Leube das Übernahmeangebot der Stuttgarter notgedrungen akzeptieren musste, wurden deren Anlagen in Ehrenstein und Gerhausen stillgelegt, Allmendingen und Schelklingen zu einer Betriebsgemeinschaft vereinigt und ausgebaut.⁸¹

Unter den örtlichen Zementherstellern dominierte nun das Immobilien- und Baugeschäft. Auch im Jahr 1884 expandierte das Unternehmen weiter, indem es die Werksanlagen mit Steinbruch von Eduard Sprißler am Hausener Berg im Süden von Allmendingen übernahm. Sprißler blieb in Stuttgarter Diensten und war fortan als Zementverkäufer tätig. Am Hausener Berg hatte auch die Firma Spohn seit 1872 einen Steinbruch in direkter Nachbarschaft zu Sprißler. In zwei Schachtöfen brannte sie Romanzement und transportierte das Material per Fuhrwerk umständlich nach Blaubeuren zur Mahlung. Die Blaubeurer Fabrik der Gebrüder Spohn kam seit der Gründung nicht aus den roten Zahlen. Bis dahin glich deren Ravensburger Spinnerei die Verluste aus. Erst als ihnen

1887 die Portlandzementherstellung gelang, arbeitete die Zementfabrik mit Gewinn.⁸²

Eine neue Konkurrenzsituation entstand, als Carl Schwenk im Jahr 1885 die seit 1872 am Heilenberg in Allmendingen ansässige Firma Anton Kneer im Konkursverfahren erwarb. Schwenk ließ das gebrannte Material weiterhin in Blaubeuren in der Thalmühle mahlen, wo die Produktionsbedingungen, nicht zuletzt durch Anwohnerproteste, sehr eingeschränkt waren. Nach zwei Betriebsjahren wollte Schwenk deswegen den Betrieb in Allmendingen erweitern und hierfür zwei Grundstücke von der Witwe Mähr erwerben, die südlich und westlich von seinem Ofen lagen. Die Stuttgarter kamen ihm allerdings zuvor, so dass er seine Pläne aufgeben musste.⁸³

Carl Schwenk war bis dahin trotz kleiner Produktionskapazitäten gut am Markt vertreten. Er bezog beträchtliche Mengen an Rohmehl und Klinker von Spohn und den Stuttgartern, um selbst bei kleinen Margen seine Kunden beliefern zu können. Dafür war er auch bereit, mit den Stuttgartern Preisvereinbarungen zu treffen.⁸⁴

Als Lehre aus der verpassten Chance am Heilenberg bereitete er in aller Heimlichkeit einen kühnen Handstreich zum Erwerb von Grundstücken am Galgenberg vor. Sein Vater hatte dort 1855 schon Grundstücke erworben und seine neue Fabrik sollte darauf gebaut werden. Am 29. April 1887 brach Schwenk mit



BAUGESUCH FÜR ERWEITERUNGSBAUTEN vom 23.11.1887

ANGEBOTSSCHREIBEN DER VEREINIGTEN CEMENTWERKE - Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren über Kanalisationsrohre für den Bau einer Arbeiterkolonie in Donahof bei Altshausen, 13. April 1888. Quelle im Anhang.

einem „Stoßtrupp von Mitarbeitern“ um 2 Uhr nachts von Blaubeuren nach Allmendingen auf. Gegen 4:30 Uhr saß er bereits beim Bauern Zagst in der Küche und führte Verhandlungen, um ein strategisch wichtiges Grundstück mit Quelle zu bekommen. Seine Mitarbeiter taten gleiches bei den anderen Bauern. Um 11 Uhr wurden die Verträge auf dem Rathaus unterschrieben und die Gelder sofort ausbezahlt. Direktor Hoch war noch telegrafisch angewiesen worden, die Geschäfte zu unterbinden, kam aber zu spät. Damit hatte sich Schwenk unangreifbar in Allmendingen festgesetzt.⁸⁵

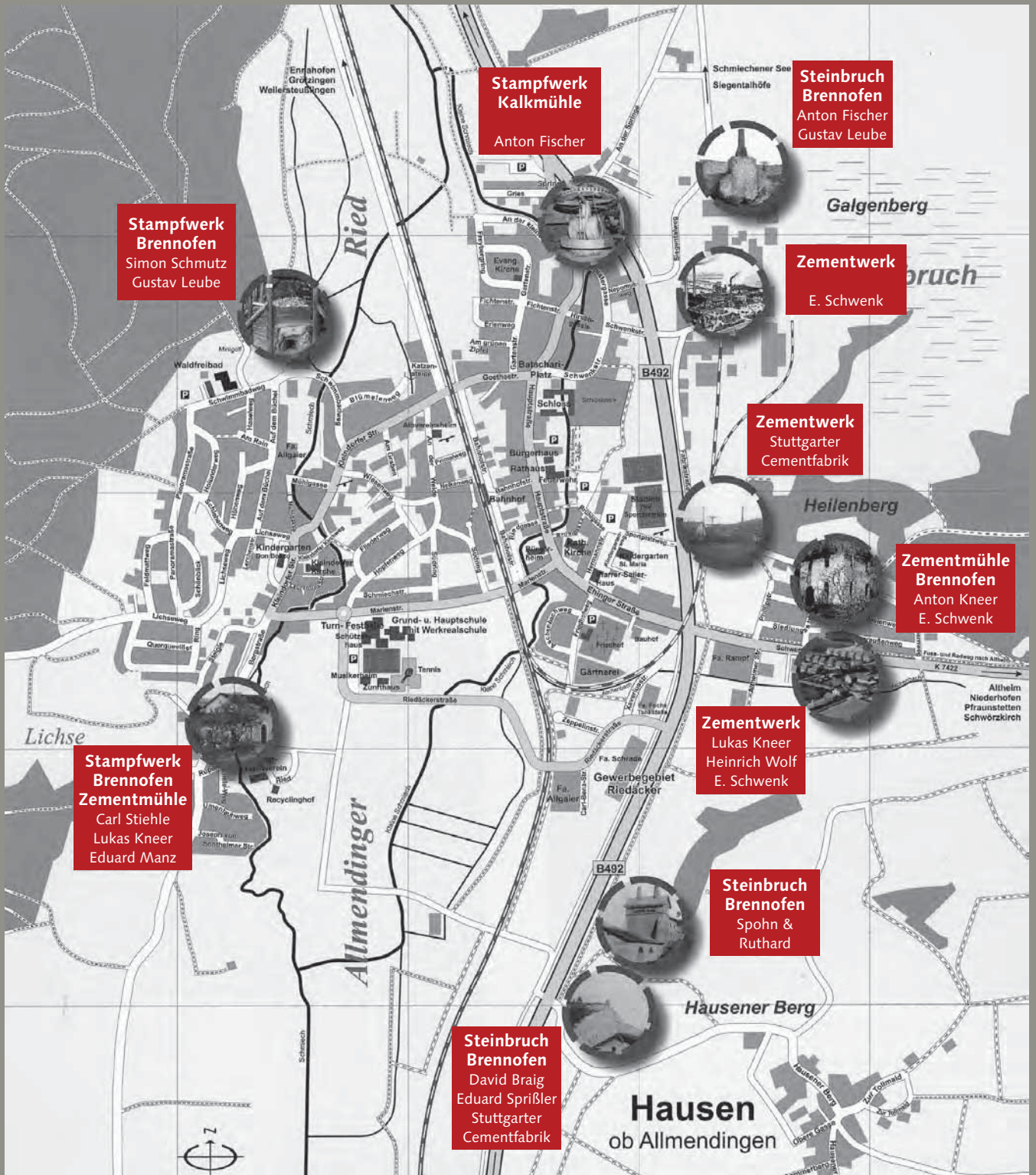
Da Carl Schwenk jede aktive Form der Beteiligung an seinem Unternehmen ablehnte, geriet er in Kapitalnot. In einem Brief an seinen Schwiegervater beklagte er, dass er nicht das Kapital für den Bau einer großen Fabrik aufbringen könne. Ebenso habe er nicht die Kapazitäten der Stuttgarter Cementfabrik in Blaubeuren, um bei den zahlreichen Bahnhofsbauten mithalten zu können: „Die Stuttgarter arbeiten Tag und Nacht mit ihren mächtigen Werken und ich soll die schönste Zeit, Geld zu verdienen, ungenutzt vorbeiziehen lassen.“⁸⁶

Die Gründung einer Aktiengesellschaft schloss Schwenk jedoch aus. Es gelang ihm aber, den Ravensburger Parkettfabrikanten Carl Sterkel als stillen Kommanditisten zu gewinnen und so die Mittel für den Bau der Fabrik am Galgenberg zu beschaffen. Am 15. Februar 1888 verkaufte Schwenk schließlich die einst von Kneer erwor-

benen Öfen und Magazine an Baron von Freyberg. Selbiger unterhielt, wie schon geschildert, gute Geschäftskontakte zu den Stuttgartern und verpachtete die Grundstücke an diese. Die Öfen wurden von den Stuttgartern zum Brennen von Schwarzkalk eingesetzt und das Areal als Ablagerungsplatz genutzt. Im Gegenzug einigte man sich mit Schwenk auf den Bau von zwei Öfen am Galgenberg, an welchem Leube einst den ersten Naturportlandzement in Süddeutschland gebrannt hatte.⁸⁷

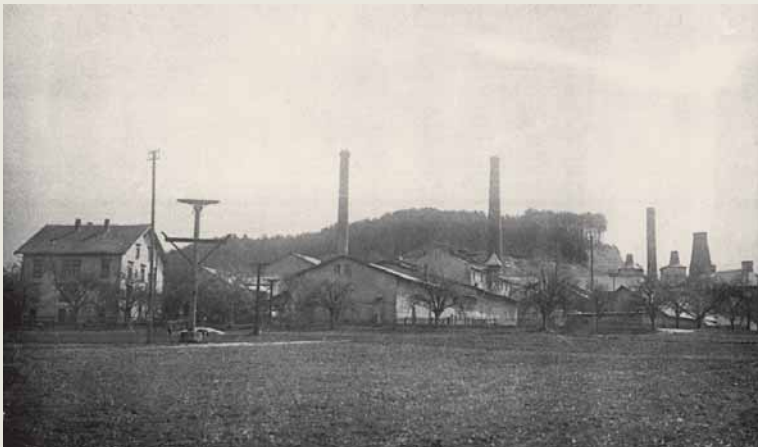
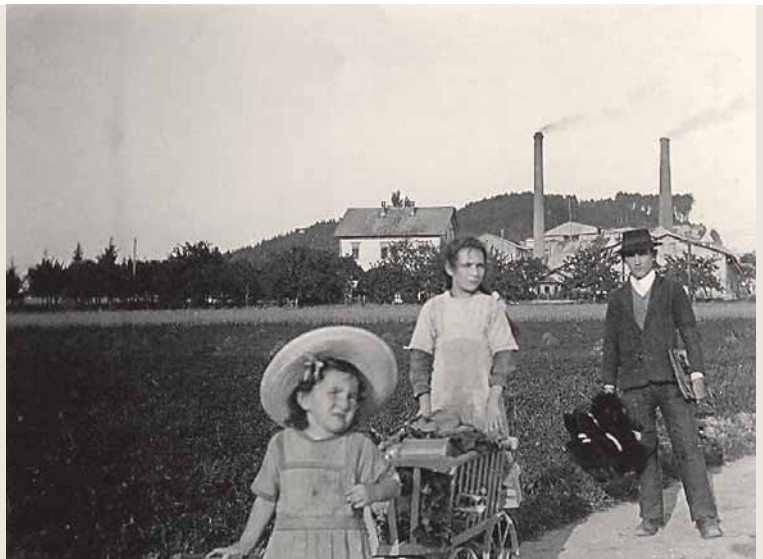
Schwenk eröffnete am 16. Juli 1889 das noch heute bestehende Werk in Allmendingen und übernahm 1897 die Firma Heinrich Wolf, um deren Kontingente zu nutzen.⁸⁸ Nachdem in beiden Brüchen Schwenks in Gerhausen die liegenden Bankkalke bei 590 m erreicht waren – was gleichzeitig auch die Sohle des genannten Transporttunnels darstellte – war das Rohstoffvorkommen erschöpft und Schwenk zog sich ganz nach Allmendingen zurück. Endgültig aufgegeben wurden die Brüche in Gerhausen schließlich 1908.⁸⁹

Die anhaltende Nachfrage nach Portlandzement hatte eine ständige Erweiterung des Stuttgarter Werks in Allmendingen zur Folge. So entstanden bis zum Jahr 1885 ein weiteres Maschinenhaus, eine Rohmühle, Reparaturwerkstätten, eine Wagnerei, ein Trockenofen sowie ein Rohmaterial- und Sackmagazin, eine Drahtseilbahn in den Steinbruch und zwei weitere Schachtöfen. Zur Qualitätssicherung wurde



STANDORTE DER ZEMENTFABRIKANTEN
in Allmendingen.
Quelle im Anhang.

SONNTAGSAUSFLUG EINER ARBEITERFAMILIE
(heutiger Sportplatzweg), im Hintergrund
das Stuttgarter Werk in Allmendingen, 1910.
Quelle im Anhang.



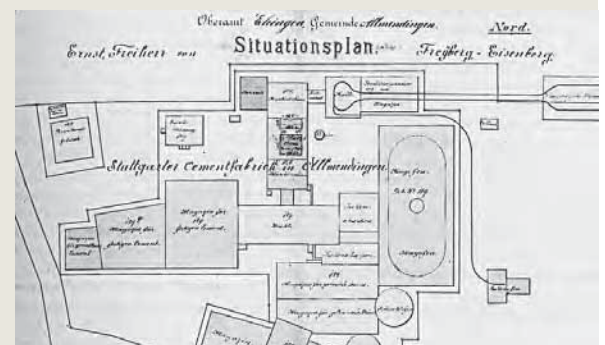
STUTTGARTER CEMENTFABRIK AM HEILENBERG in Allmendingen um 1900. Rechts das niedrige Schachtofengebäude mit zwei kurzen Kaminen. Dahinter weitere Schachtofen mit konischem und zylindrischem Kamin. In der letzten Reihe zwei neuere Schachtofen, von denen der linke noch als Ruine vorhanden ist. Mitten im Bild die beiden Kamine der großen Ringöfen, von denen noch Mauerreste vorhanden sind. Links das Verwaltungsbauwerk, dahinter das Aufseherhaus. Im Vordergrund das Zementmagazin, dahinter das Mühlengebäude mit Türmchen.

ein Laboratorium eingerichtet und ein Wohnhaus für den technischen Verwalter und den Chemiker erbaut. Mittel dafür kamen aus einer Einlage der Gebrüder Leube, Ulm, gegen Erhöhung der Kapitaleinlage zum 1. Januar 1885. Angetrieben wurden die Maschinen durch drei Dampfmaschinen mit 250, 150 und 12 PS, welche von drei Dampfkesseln mit je 80 qm Heizfläche gespeist wurden.⁹⁰

Um die Dampfmaschinen der neuen modernen Zementfabrik betreiben zu können, waren große Mengen von Wasser nötig. Dieses bezog man aus der Springen. Baron Ernst von Freyberg erwarb dafür aus der Konkursmasse des Müllers Ruß die Mühle und ersetzte die vier Wasserräder durch eine Turbine, die das notwendige Wasser zur Fabrik pumpte. Während

der Bauzeit waren rund 400 Arbeiter beschäftigt, im normalen Betrieb 120 bis 160 Arbeiter. Die beiden Stuttgarter Zementfabriken produzierten im Jahr 1885 30.000 t Portlandzement, 15.000 t Romanzement und 7.500 t Primazement.⁹¹

Am 24. Januar 1887 wurden die Fabrikräume der Stuttgarter Zementfabrik Allmendingen zum ersten Mal elektrisch beleuchtet. Damit war das Werk seiner Zeit weit voraus, bedenkt man, dass die Glühbirne gerade einmal acht Jahre vorher erfunden worden war. Erst 22 Jahre später wurde in Allmendingen das elektrische Licht eingeführt. Die elektrische Anlage wurde von der Elektrotechnischen Fabrik in Cannstatt ausgeführt. Insgesamt 56 Glühbirnen waren auf die verschiedenen Fabrikgebäude verteilt, drei weitere erhellten den Fabrikhof. Der Strom wurde von einer Dynamomaschine erzeugt, die von einem Dampfmotor mit 12 PS angetrieben wurde.⁹²



BAUGESUCH für Erweiterungsbauten vom
23.11.1887

Nach fast einem Jahrzehnt schloss das Geschäftsjahr 1883 des Immobilien- und Baugeschäfts erstmals wieder ohne Defizit. Am besseren Ergebnis hatte das Immobiliengeschäft und die gestiegene Bautätigkeit gleichermaßen Anteil. Vor allem die Gewerbebetriebe hatten bislang größere Verluste verhindert. Daher verbesserte sich mit der Inbetriebnahme des neuen Werks in Allmendingen und der Betriebsgemeinschaft mit Leube das Stuttgarter Betriebsergebnis wesentlich. Dazu trug auch der große Kundentamm und Auftragsbestand der Firma Leube bei. Trotz zahlreicher Neugründungen und fallender Preise florierte der Absatz, was nicht zuletzt daran lag, dass Portlandzement mehr und mehr Verwendung fand. Dem Preisdruck versuchte man durch Größenwachstum und Rationalisierung zu begegnen. Es folgte für die Zementhersteller ein Jahrzehnt starker Expansion. Die Stuttgarter Unternehmensführung sah sich auf einem erfolgreichen Wachstumskurs:

„Wir hoffen mit unseren jetzt tadellos eingerichteten Fabriken im neuen Jahr einen recht großen Absatz zu erzielen, namentlich wenn es uns gelingt, unserem vorzüglichen Produkt von Portland-Cement, das nach vorgenommenen amtlichen Proben, keinen der berühmtesten Zemente in Qualität nachsteht, immer mehr Eingang zu verschaffen und das Vorurteil, welches leider allzu oft der einheimischen Industrie entgegengebracht wird, durch die sich täglich mehrende Anerkennung, welche unser Fabrikat findet, gänzlich zu beseitigen.“⁹³

Im Gegensatz dazu waren die Stuttgarter Ziegeleien auf der Prag und am Bothnanger Weg unter starken Konkurrenzdruck geraten. Der Grund dafür war eine Modeerscheinung, die die Nachfrage nach weißlich gelben Vormauersteinen und Verblendern enorm ansteigen ließ. Das Immobilien- und Baugeschäft konnte diese Ziegel-

steine aber mangels Rohstoffen nicht herstellen. So entschloss man sich 1883 zum Ankauf der sogenannten Steig-Ziegelei im heutigen Stuttgarter Ortsteil Münster (zwischen Bottroper Straße und Zuckerfabrik). Die Ziegelei Höfer, die später vom Immobilien- und Baugeschäft ebenfalls übernommen wurde, lag der Steig-Ziegelei gegenüber.⁹⁴

Diese Entscheidung führte sofort zu einer deutlichen Verbesserung der Ertragslage und stützte die älteren Stuttgarter Ziegeleien:

„Der Erfolg war sofort bemerkbar: unser Absatz an Backsteinen nahm von Tag zu Tag wieder zu und der Verlauf weist am Ende des Jahres ein Mehr von 2,5 Millionen Backsteinen gegen das Vorjahr auf.“⁹⁵

Schon im März 1884 waren die Vorräte in allen drei Ziegeleien aufgebraucht und mit der Produktion wurde zwei Monate früher als sonst begonnen. Die gesamte Jahresproduktionskapazität der drei Maschinenziegeleien stieg 1884 auf 13 Mio. Stück Ziegelwaren. In den Folgejahren konnte das Unternehmen von der anziehenden Baukonjunktur erheblich profitieren.⁹⁶

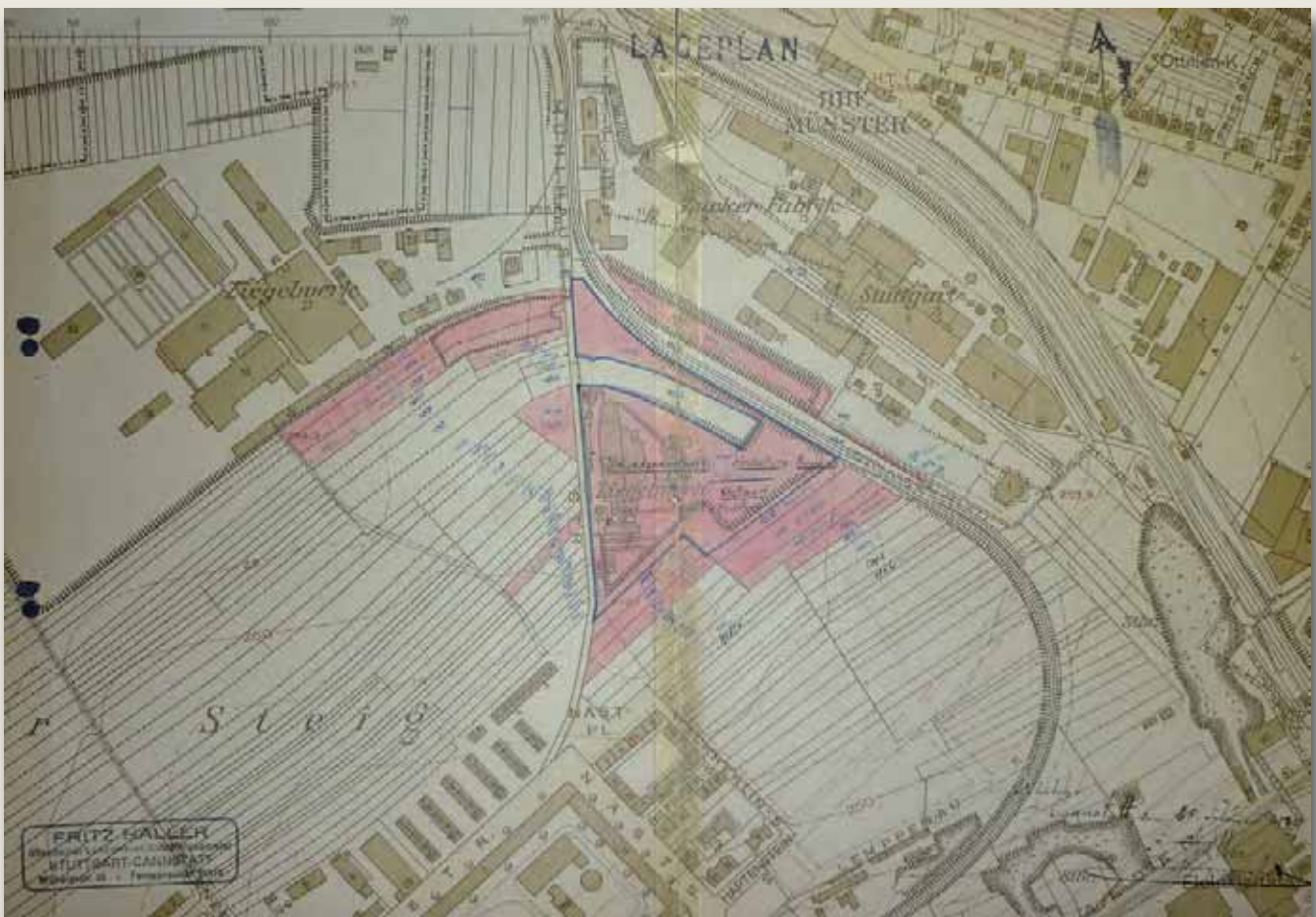
Die Firmenleitung ging jetzt auch daran, die Geschäftsbereiche stärker zu konzentrieren. Dazu gehörte der Verkauf der ausgebeuteten Steinbrüche Neuenstein und Maulbronn, die man nur durch Zukauf hätte erweitern können. Nach Jahren des Stillstands im Immobilienbereich setzte das Unternehmen darauf, brachliegende Grundstücke zu verwerten sowie Bauunternehmen für das Überbauen eigener Areale und die Abnahme eigenen Baumaterials zu gewinnen. Dies galt vor allem für die oben genannten, im innerstädtischen Baugebiet liegenden, ausgebeuteten Tongruben am Bothnanger Weg. Auf der anderen Seite bemühte man sich, Grundstücke gegen fertige Häuser zu tauschen, um totes Kapital zu aktivieren. Dies



PRODUKTKATALOG
der Süddeutschen Ziegelwerke,
ca. 1920.

war der Beginn eines langsamen Ausstiegs aus dem Immobiliengeschäft. Während die Baustoffproduktion ursprünglich lediglich das Immobiliengeschäft unterstützen sollte, war die Ziegel- und Zementherstellung zunehmend zum Kerngeschäft geworden.

Bei einem Gesamtertrag von 322.299 Mark im Jahr 1884 entfielen 261.731 Mark (81 %) auf Gewerbeeinnahmen und nur 56.879 Mark (19 %) auf Liegenschaften.⁹⁷



SITUATIONSPLAN mit Steig-Ziegelei
und Ziegelei Höfer (oben links), Stand ca. 1935.

Oberschwäbische Cementwerke AG Ehingen

28



ZEMENTFABRIK EHINGEN,
ca. 1900.

Ende der 1880er-Jahre hatten die verbliebenen Zementhersteller nach erbitterten Kämpfen um Rohstoffe ihre Standorte im Wesentlichen in Blaubeuren und Allmendingen gefunden. Die Zementwerke von Spohn, Schwenk und dem Immobilien- und Baugeschäft hatten ein stattliches Ausmaß angenommen und mehrere hundert Industriearbeitsplätze in den Landgemeinden geschaffen. Schelklingen spielte zu diesem Zeitpunkt noch eine untergeordnete Rolle, doch auch dort planten Anton Kneer und Emil Alfred Barbey den Bau einer größeren Zementfabrik.⁹⁸

Die nahe gelegenen Oberamtsstadt Ehingen konnte von dieser Entwicklung bis dahin nicht profitieren. Die Stadt hatte zahlreiche Erwerbslose, die ohne Perspektive waren und in die großen Industriestädte abzuwandern drohten. Die Stadtverwaltung versuchte daher, Investoren für den Bau einer Zementfabrik zu finden. Die Konkurrenten Schwenk und Spohn waren mit dem Aufbau der eigenen Fabriken in finanzieller Hinsicht gefordert. Auch das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft war mit dem Ausbau der eigenen Werke beschäftigt und war zunächst nicht an einem Werksneubau

interessiert. Da die Stadt Ehingen aber von ihrem Plan nicht abzubringen war, sahen sich die Stuttgarter zur Verhinderung eines neuen Konkurrenten gezwungen, den Bau einer weiteren Fabrik selbst in die Hand zu nehmen.⁹⁹

Tatsächlich kam deren Produktion dem Bedarf nicht hinterher, obwohl ständig neue Ring- und Schachtöfen gebaut wurden. Die günstige Gelegenheit und das großzügige Entgegenkommen der Stadt Ehingen, die Ansiedlung finanziell zu unterstützen, machte die Entscheidung leichter.¹⁰⁰

Am 20. April 1889 gründete das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft die Tochtergesellschaft Oberschwäbische Cementwerke AG. Die Aktien hielt mehrheitlich ein Konsortium aus drei Banken. Darüber hinaus gewährte das Immobilien- und Baugeschäft seinen Aktionären *al pari* ihres Aktienbesitzes, quasi als Entschädigung für die Einbußen vergangener Jahre Bezugsrechte.¹⁰¹

Den Bau und die Betriebsleitung übernahm wie in Allmendingen Anton Hoch. Später sollte er in beiden Orten Ehrenbürger werden. Das Grundstück nördlich des Bahnhofs (zwischen



Bahnhof und heutiger Adolffstraße) wurde von der Stadt zur Verfügung gestellt. Der Steinbruch im Saurücken, heute als „Blauer Steinbruch“ bekannt, wurde durch eine Seilbahn mit dem Werk verbunden. In gleicher Weise wurde das Rohmaterial auch in Blaubeuren und Allmendingen transportiert. Die Fabrik wurde mit drei Ringöfen gebaut und entsprach dem damaligen Stand der Technik. Die Ausmaße der Fabrikanlagen waren beachtlich, die 800 PS Dampfmaschine war die größte im württembergischen Königreich.¹⁰²

Der Betriebsbeginn des im Juli 1890 fertiggestellten Werks verzögerte sich jedoch wegen Lieferproblemen der Maschinenhersteller bis Ende des Jahres. Am 11. November 1890 endlich fuhr um 11.30 Uhr der Sonderzug mit den Ehrengästen am Ehinger Bahnhof, mit Böllerschüssen begrüßt, ein. Durch tannengeschmückte Straßen schritten die Ehrengäste zum Werk, unter Ihnen Dr. Gustav Leube und Regierungspräsident Lamparter. Der Aufsichtsratsvorsitzende, der Geheime Kommerzienrat Alexander von Pflaum, hielt eine Ansprache und appellierte an die Arbeiter, sie mögen sich von „undurchführ-

baren Ideen und verderblichen Strömungen der Zeit“ fernhalten. Gemeint war die aufkommende Sozialdemokratie. Die Angst der Arbeitgeberseite war nicht unbegründet. Obwohl die Arbeiter in der Zementindustrie sich kaum in den Gewerkschaften organisierten, kam es in den folgenden Jahrzehnten immer wieder zu Arbeitskämpfen.¹⁰³

Die Inbetriebnahme des neuen Werks fiel in eine Zeit starker Zementnachfrage, so dass, wie erwähnt, auch die Anlagen in Blaubeuren und Allmendingen 1891 ausgebaut werden mussten. An Stelle der alten Steinbrecher und Mahlgänge wurden Kugel- und Rohrmühlen eingebaut. Die Stuttgarter Fabriken erreichten dadurch eine Produktionskapazität von 87.500 t. Das Immobilien- und Baugeschäft war zum größten Zementhersteller Süddeutschlands geworden, vor Dyckerhoff (85.500 t) und dem Portland-Cement-Werk Heidelberg (80.115 t). Die lokalen Hersteller Spohn (19.800 t) und Schwenk waren weit abgeschlagen.¹⁰⁴

Das erste Vierteljahrhundert

Zu Beginn des Jahres 1890 hatte das Immobilien- und Baugeschäft seine Schulden aus den Anfangsjahren stark reduziert. Endlich war es gelungen, die lange Zeit unverkäuflichen Immobilien und nahezu alle unbebauten Areale zu verkaufen oder gegen Häuser zu tauschen.¹⁰⁵

Auf der 18. Ordentlichen Generalversammlung am 16. April 1890 konnte der Vorstand den Aktionären daher erstmals seit Jahren wieder ein befriedigendes Geschäftsergebnis präsentieren:

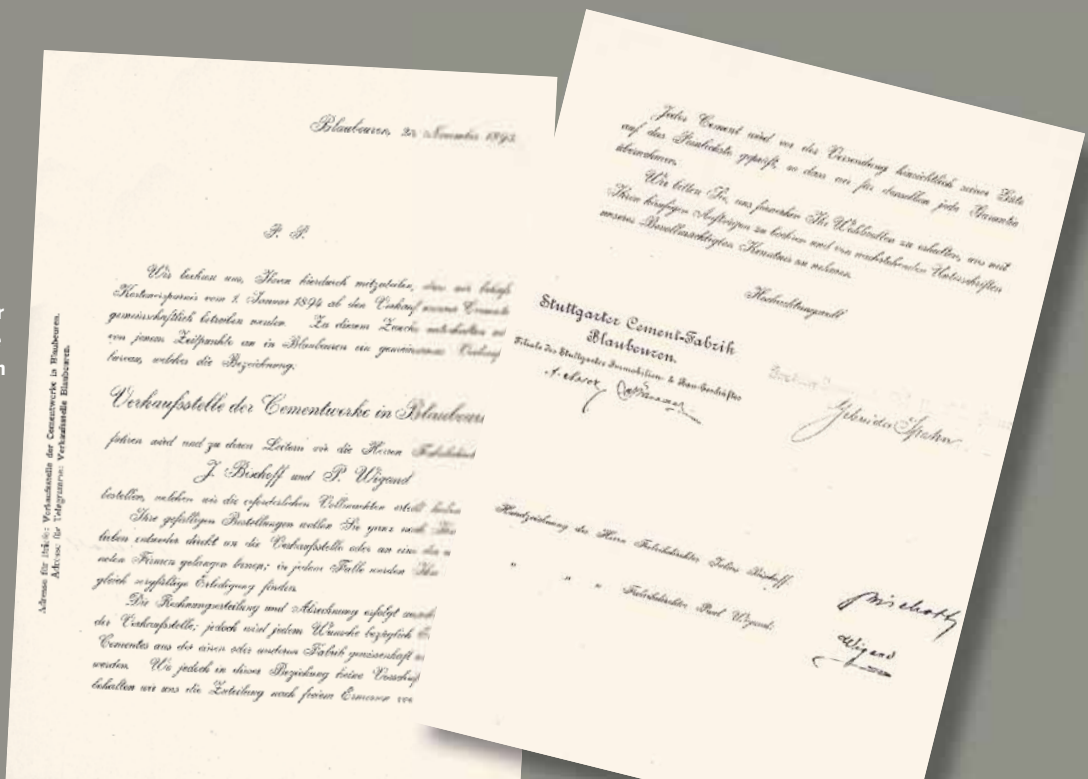
„Es erfüllt uns mit Freude, dass es unserer jahrelangen mühevollen Arbeit gelungen ist, das dem Erliegen nahe gewesene Geschäft zur vollständigen Gesundung und Lebensfähigkeit zurückzuführen und den Aktionären das Kapital zu retten.“¹⁰⁶

Das Erfolgserlebnis war aber nur von kurzer Dauer. Insbesondere der Bergarbeiterstreik vom

24. April 1889 entfaltete seine Wirkung in den Folgejahren. Es kam zu einer starken Verteuerung der Kohle, die der Zementindustrie zu schaffen machte.¹⁰⁷

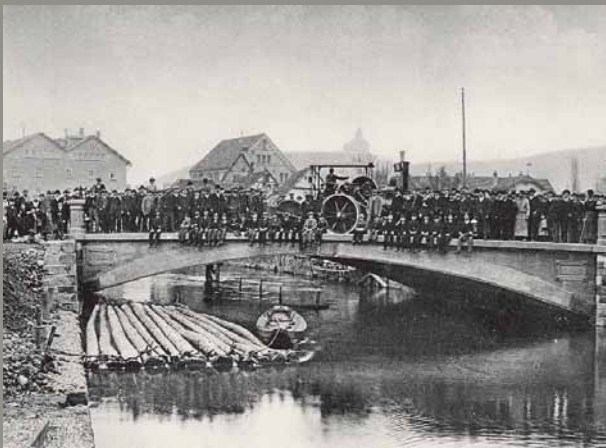
Zu gleicher Zeit entstanden zahlreiche neue Zementfabriken, obwohl die Nachfrage stagnierte. Dies fachte den Wettbewerb weiter an und führte zu einem verstärkten Preiskampf zwischen den Portlandzementherstellern. In der Vergangenheit hatten die Stuttgarter stets großes Interesse an der Zusammenarbeit mit der Konkurrenz gezeigt, vor allem in Bezug auf den ruinösen Wettbewerb, welchen sie durch Marktregulierungen zu vermeiden suchten. Zusammen mit den Portland-Cement-Werken Heidelberg gelang schließlich 1893 ein Zusammenschluss von 13 süddeutschen Werken in einer losen Preiskonvention. Auch die Gebrüder Spohn waren jetzt geneigt, mit dem fast dreimal

Bekanntmachung der
VERKAUFSTELLE DER
CEMENTWERKE in
Blaubeuren vom
23.11.1893. Sie war ein
Vorläufer und Vorbild für
die spätere Süddeutsche
Cement-Verkaufsstelle in
Heidelberg.





DREIGELENK-BETONPROBEBOGEN DER STUTTGARTER CEMENTFABRIK in Ehingen aus dem Jahr 1896 mit 20 m Spannweite und 1,42 m Höhe. Bei einer Belastung mit insgesamt 226 t traten Druckkräfte bis 3720 N/cm² und Zugkräfte bis 1275 N/cm² auf.



BETONBRÜCKE ÜBER DEN NECKARKANAL IN ESSLINGEN. Sichtbare Spannweite 19 m, Höhe 1,8 m, erbaut 1896.



BETONBRÜCKE ÜBER DIE DONAU IN BERG BEI EHINGEN. Drei Öffnungen mit 21, 20 und 21 m Lichtweite. Pfeil 2,0 m. Erbaut 1897/98.

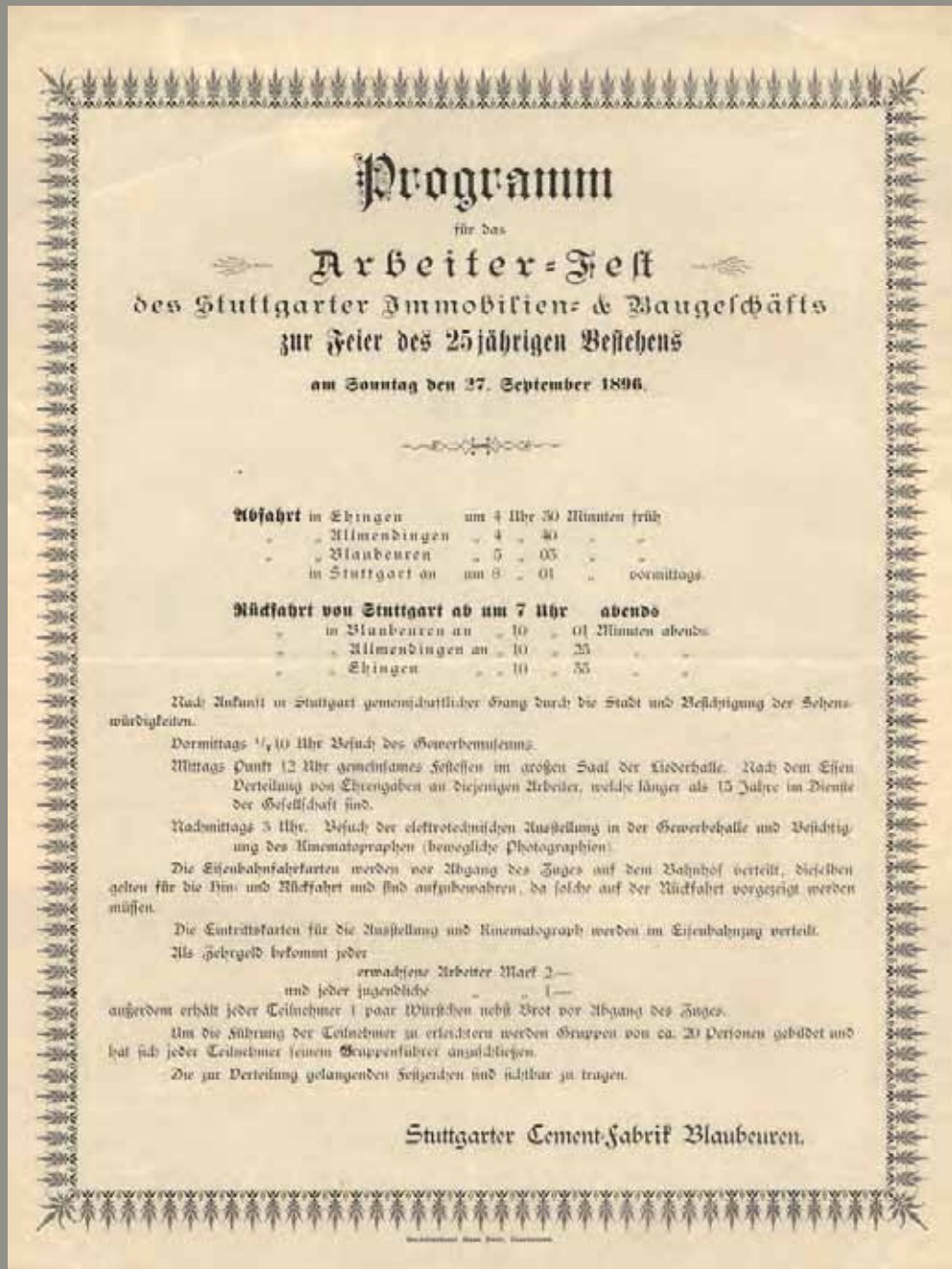
so großen Stuttgarter Zementhersteller zum 1. Januar 1894 eine gemeinschaftliche Verkaufsstelle zu gründen. Diese lieferte u.a. den Zement für zahlreiche staatliche Baustellen, insbesondere für Brückenbauten.¹⁰⁸

Dafür entwickelte die Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren einen speziellen Brücken-zement, der als Vorläufer der späteren Hochwertzemente gelten kann. Dieser wurde aus einem gut gebrannten, sehr fein gemahlten Klinker hergestellt. Der Siebrückstand, ein Maß für die Gleichmäßigkeit und Feinheit der Mahlung, ergab weniger als die Hälfte im Vergleich mit dem üblichen Portlandzement.

Die erste im Jahr 1893 mit „Brücken-zement“ ausgeführte Brücke über die Donau wurde bei Munderkingen errichtet. Zahlreiche, bis zur Jahrhundertwende errichtete Bogenbrücke wurden durchweg in unbewehrtem Stampfbeton ausgeführt. Bei den damaligen technischen Möglichkeiten brachte diese Bauweise die beste

Verdichtung des Betons bei guten Wasser-Zementwerten. Da der Brücken-zement noch nicht genormt war, führten die Stuttgarter auf dem Gelände des Zementwerks in Ehingen Belastungsversuche durch, um die Behörden zu überzeugen. Ein Probebogen mit nur 12 cm Stärke aus einer Betonmischung von 1:7,5 hielt einem Testgewicht von 226 t stand. Bei diesem Belastungsversuch war es nicht möglich, das Gewölbe zum Bruch zu bringen, stattdessen wich das Widerlager aus.¹⁰⁹

Begünstigt durch Betriebsstörungen bei der Konkurrenz gestaltete sich das 25. Geschäftsjahr 1896 besonders erfreulich. Den Aktionären konnte das Unternehmen die erfreuliche Mitteilung machen, dass die Ergebnisse es gestatteten „... sämtliche noch ausstehenden Genußscheine einzulösen und damit die Ueberreste einer trüben Periode unseres Geschäftes aus der Welt zu schaffen.“¹¹⁰



PROGRAMM DES
JUBILÄUMSAUSFLUGS
am 27. September 1896
nach Stuttgart.

Im Gedenkblatt zum 25-jährigen Jubiläum hieß es dazu in pathetischen Worten: „*Unter glänzenden Auspicien entstanden, blieb es ihr nicht erspart, Jahre tiefster wirtschaftlicher Depression durchzumachen, um dann durch Nacht zum Licht wieder aufzukämpfen – und heute, am Ende des Vierteljahrhunderts, darf sie mit berechtigter Freude und Genugtuung zurückblicken auf die Jahre erfolgreichen Kampfes und sich des wiedererrungenen Standpunktes für jetzt und hoffentlich für immer erfreuen.*“¹¹¹

Die Unternehmensleitung beging das Jubiläum daher in großzügiger Weise. Arbeiter und Angestellte, die mehr als 15 Jahre im Unternehmen waren, erhielten Prämien. Am 27. September 1896 ging es mit 850 Teilnehmern per Sonderzug nach Stuttgart. Neben einem

(Ver)Zehrgeld bekam jeder ein Paar Würste und Brot als Marschverpflegung, für viele sicher eine Besonderheit. Morgens um 4:30 Uhr fuhr der Zug in Ehingen los, mit Halt in Allmendingen und Blaubeuren, die Rückkehr war für 22:35 Uhr geplant. In Stuttgart erwartete die Arbeiter und Angestellten ein nicht alltägliches Programm. Zunächst machte man einen Rundgang zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt und besuchte das Gewerbemuseum. Anschließend traf man sich beim Festessen in der Liederhalle. Am Nachmittag folgte ein Besuch der elektrotechnischen Ausstellung in der Gewerbehalle sowie eines Kinetographen, der für die Landbevölkerung sicher eine Sensation war. Für viele war es vermutlich ein Großereignis in ihrem Leben.¹¹²

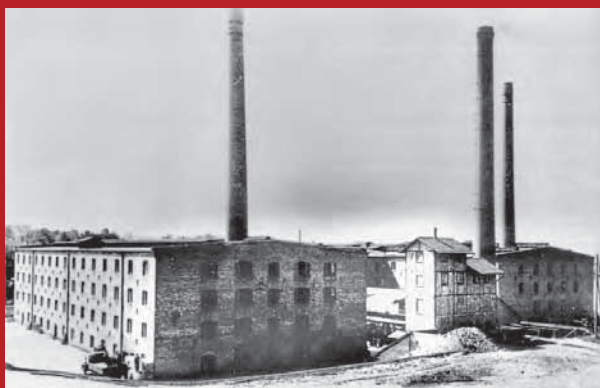
Verlagerung der Ziegeleien nach Cannstatt

Die beiden Ziegeleien in der Stuttgarter Innenstadt kamen durch das rasche Städtewachstum und die immer dichter werdende Bebauung unter Druck. Außerdem gingen allmählich die Rohstoffvorkommen zur Neige. Die Ziegelei auf der Prag in der Nähe des Pragfriedhofs war von der Stadt Stuttgart schon seit Jahren als Friedhofserweiterungsfläche gehandelt worden. Pläne der Eisenbahn, auf der Prag einen Rangierbahnhof zur Entlastung des Hauptbahnhofs zu errichten sowie Pläne zur Anlage verschiedener Fabrikbetriebe, ließen die Grundstücke stark im Wert steigen und machten eine baldige Stilllegung interessant. Im Jahr 1898 konnten die Grundstücke schließlich an die Stadt mit der Zusage verkauft werden, die Rohstoffe noch vollständig abbauen zu dürfen.¹¹²

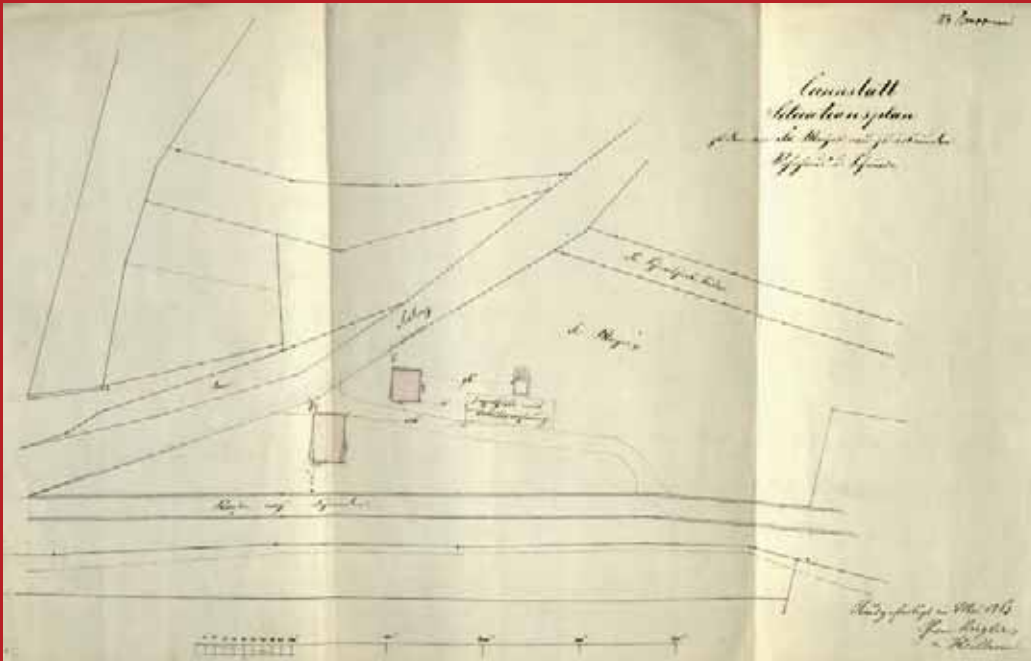
Bereits beim Kauf der Ziegelei am Bothnanger Weg 1872 hatte die Stadt die Betriebsgenehmigungen nur unter dem Vorbehalt erteilt, dass die Stadt zu gegebener Zeit den unentgeltlichen Rückbau der Ziegelei verlangen könnte. Über Jahre hinweg baute die Ziegelei den auf den Bauarealen anfallenden Lehm ab und machte ein doppeltes Geschäft mit den Bauherren, deren Baugruben ausgegraben und der Aushub „entsorgt“ wurde. Die Ziegelei dehnte ihre Aktionen dabei weit über die eigenen Flächen

hinaus aus, so dass die eigenen Reserven geschont blieben. Der Anwohnerschaft war der Betrieb jedoch wegen der Rauchbelästigung und der durch den Abbau nicht fertiggestellten Straßen ein Dorn im Auge. Mehr und mehr Petitionen und Beschwerden zwangen die Stadt deshalb, ein Ende des Betriebs festzusetzen. Werkmeister Ludwig Blankenhorn musste eine Erklärung unterschreiben, dass nur noch auf den unmittelbar angrenzenden Grundstücken abgebaut werde, andernfalls drohte ihm eine Strafzahlung von zehn Mark pro Karre. Im Jahr 1902 fand die letzte Kampagne statt. Schließlich verkaufte das Unternehmen das Areal, lediglich die Gebäude blieben noch im Eigenbesitz.¹¹⁴

Trotz der lebhaften Bautätigkeit um die Jahrhundertwende war im Baugewerbe und insbesondere bei der Baustoffproduktion eine Sättigung zu erkennen. Vor dem Hintergrund stark steigender Arbeitslöhne sowie höherer Kosten für Brenn- und Betriebsmaterialien gingen die Erträge stark zurück. In der Ziegelindustrie war deshalb schon 1899 eine Vereinbarung zur Preisstabilität getroffen worden. Die Syndikatsverhandlungen in der Zementindustrie zogen sich aber noch einige Jahre dahin, so dass die Ziegeleien zu dieser Zeit im Vergleich zum Zementgeschäft gute Erträge erzielten.¹¹⁵



OBERE ZIEGELEI
CANNSTATT, ca. 1930.



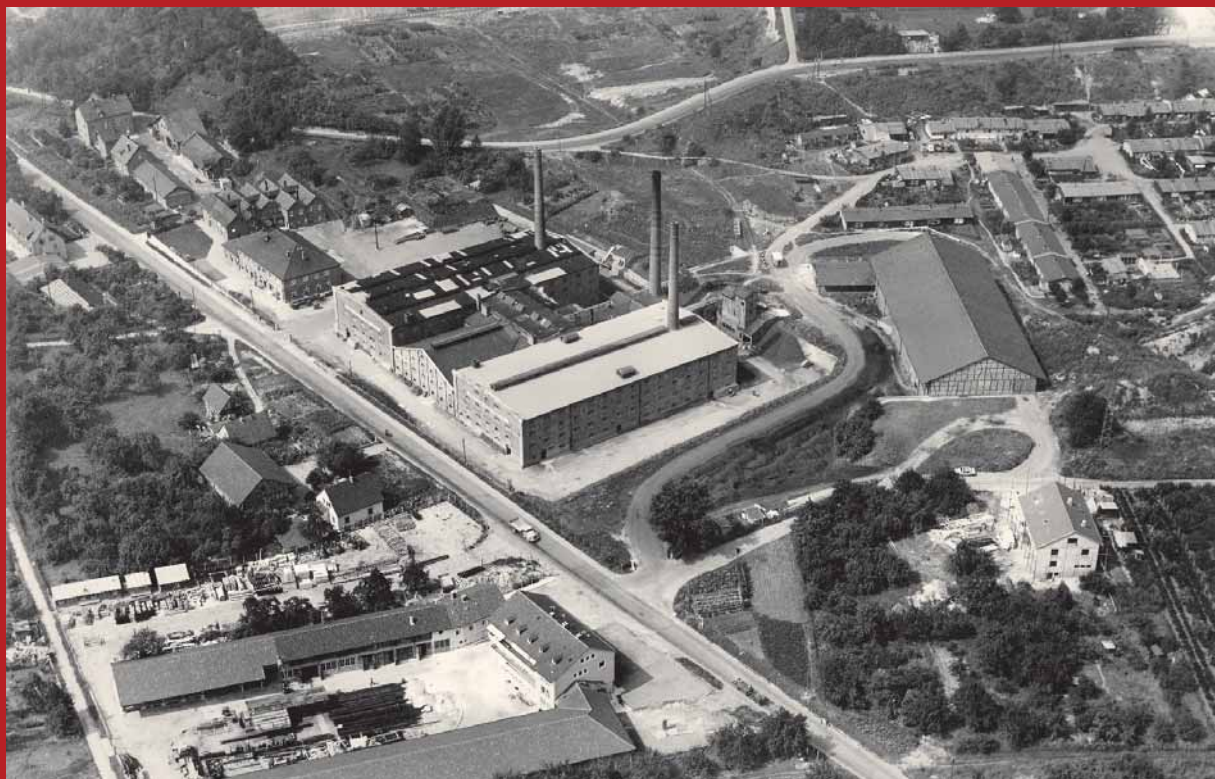
AREAL DER FELDZIEGELEI, der späteren Oberen Ziegelei. Baugesuch von Friedrich Mayer für zwei Wohnhäuser, März 1863. Quelle im Anhang.

Das Immobilien- und Baugeschäft hatte von Anfang an im Konkurrenzkampf auf eine moderne Ziegelproduktion gesetzt. Vorausschauend hatte man daher als Ersatz für die beiden Stuttgarter Fabriken im Jahr 1896 die Beuttel'sche, sogenannte Obere Ziegelei, in Cannstatt erworben.¹¹⁶ Schon beim Erwerb plante das Immobilien- und Baugeschäft größere Erweiterungen. Vor der Realisierung der Bauvorhaben musste aber bis 1905 noch der Lehm auf dem Baugrund aufgearbeitet werden. Dann wurden in rascher Folge zwei Ringöfen und ein Maschinenhaus

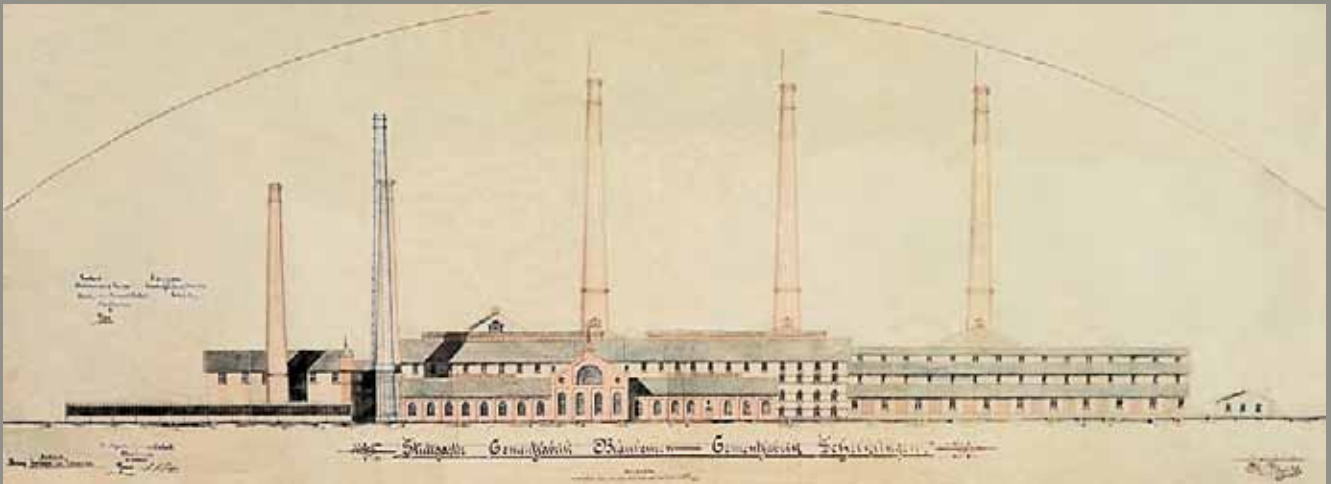
errichtet. In letzteres wurden Maschinen von der alten Ziegelei am Bothnanger Weg übernommen.¹¹⁷

Eine günstige Gelegenheit bot sich im Jahr 1903 durch den Erwerb der früheren Rapp'schen Ziegelei auf der Steig bei Cannstatt.¹¹⁸ Die Zuckerfabrik hatte sie einst zur Arrondierung ihres Neubaus angekauft, schließlich trat sie Teile des nicht benötigten Terrains zum 25. Juni an die Stuttgarter ab. Darüber hinaus gestattete sie der Ziegelei die Lehmgewinnung auf eigenen Flächen.¹¹⁹

OBERE ZIEGELEI
CANNSTATT der Süddeutschen Ziegelwerke an der Schmidener Straße in Stuttgart-Bad Cannstatt, ca. 1960. Heute erinnert die Straßenbahnhaltestelle „Obere Ziegelei“ (oben links am Schnittpunkt der gerade nicht mehr zu sehenden Straßen) an die traditionsreiche Fabrikanlage.



Betriebsverlagerung nach Schelklingen



BAUGESUCH FÜR DIE ZEMENTFABRIK SCHELKLINGEN VOM JANUAR 1900. Die Anordnung und Höhe der Kamine wurde beim Bau noch ästhetischen Gesichtspunkten angepasst, so dass diese einem Bogen über dem Werk bildeten.

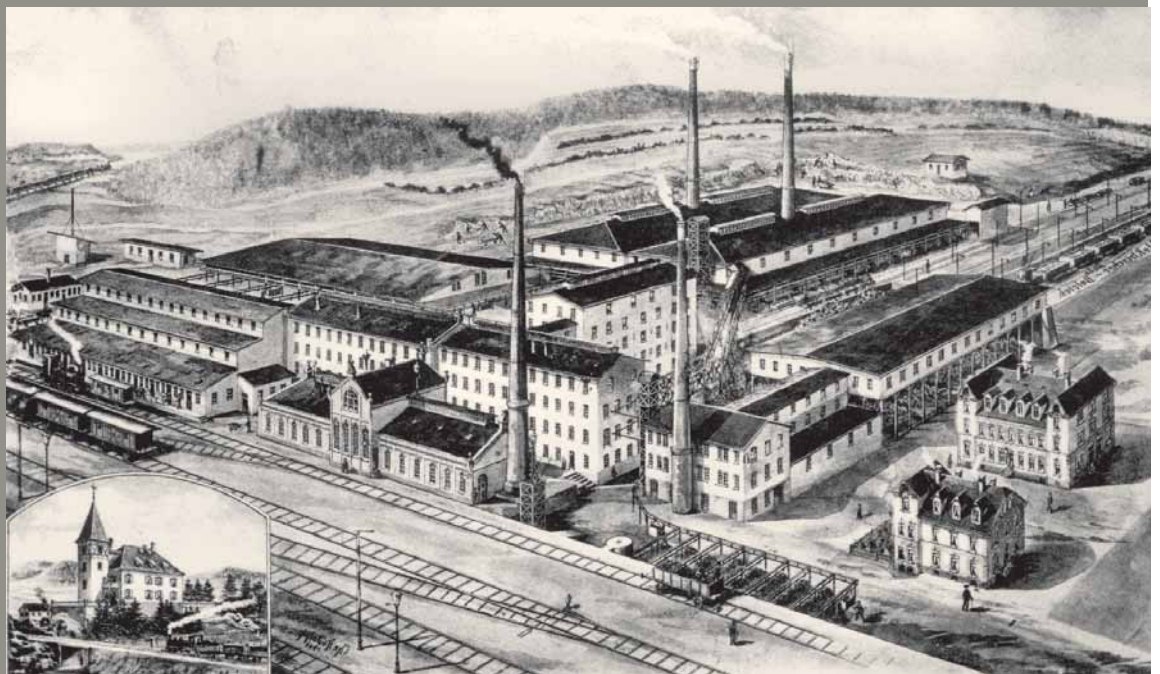
35

Trotz der guten Marktposition, die das Stuttgarter Unternehmen mittlerweile erreicht hatte, waren die Perspektiven am Stammsitz in Blaubeuren schlecht. Das beengte Fabrikgelände und der Baugrund in der Achniederung sowie die zur Neige gehenden, günstig abzubauenen Steine in Gerhausen sprachen für eine Betriebsverlagerung.¹²⁰

Durch den Zusammenschluss mit der Firma Gebrüder Leube besaß das Stuttgarter Unternehmen in Schelklingen in der „Lurkenbahn“ Steinbrüche. Leube hatte dort in den 1840er-Jahren einen Steinbruch angelegt und in den 1860er-Jahren Schachtöfen errichtet.¹²¹ Ganz in der Nähe, im Gewann Vohenbronnen am Südhang des 642 m hohen Hühnerberges, hatte das Stuttgarter Unternehmen bereits 1887 vergeblich versucht, ein großes Areal von 40 bis 50 Morgen (12 bis 15 ha) mit vorzüglichen Ze-

mentmergeln zu erhalten. Ein Jahrzehnt später gelang es dort Gelände, das im Eigentum des württembergischen Staates war, zu kaufen. Ebenso konnte man zwischen 1897 und 1898 am Bahnhof Schelklingen ein größeres Areal erwerben. Somit stand der Verlagerung des Betriebes nach Schelklingen und der allmählichen Aufgabe des Standorts Blaubeuren nichts mehr im Weg.¹²²

Das Baugesuch für den Neubau des Zementwerks Schelklingen wurde am 26. Februar 1900 beim Oberamt Blaubeuren eingereicht. Die Genehmigung des Kreisamts folgte am 11. Juni 1900. Schon im August 1901 war der ausgedehnte Bau soweit fortgeschritten, dass die Öfen vergeben werden konnten.¹²³ Ein halbes Jahr später, am 21. Januar 1902, ging das Werk in Betrieb.¹²⁴



ZEICHNUNG DES NEUEN ZEMENTWERKS von Chr. Rudolph, 1901



**ELEKTRISCHE LOKOMOTIVE
der Steinbruchbahn, 1898.**

Den Kalkstein baute man im Steinbruch Vohenbronnen zunächst auf drei, später auf fünf Terrassen ab. Die Ein-Kubikmeter-Kippwagen wurden von Hand im Akkord beladen und zu Zügen zusammengestellt. Über Bremsberge wurden sie auf die unterste Sohle geschoben und über eine 3,8 km lange Schienenstrecke mit einer elektrischen Bahn ins Werk gefahren. Elektrische Eisenbahnen waren damals noch eine Besonderheit.

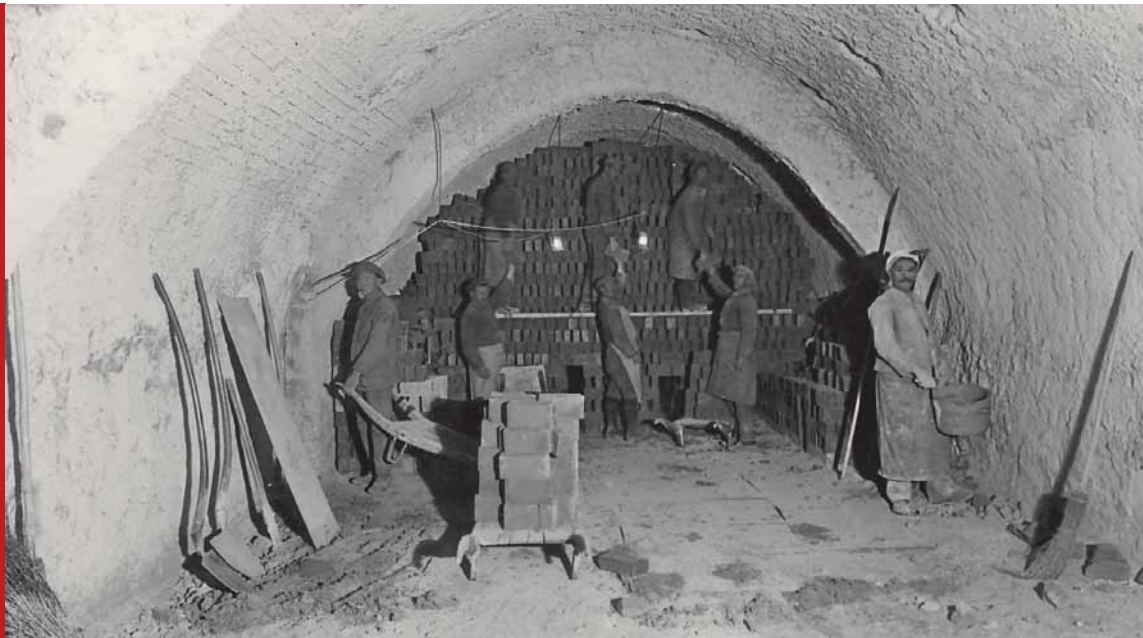
Die Aufbereitung des Rohmaterials erfolgte nach dem Trockenverfahren wie im Blaubeurer Werk. In vier Schachtöfen mit sechs Metern Höhe und vier Metern Weite wurde der Tonmergel getrocknet. Nachdem dieser mit dem Kalkstein ins richtige Mischungsverhältnis gebracht worden war, wurde er mittels einer Hängebahn zur Rohmühle geschafft. Hier wurde das Material zunächst durch sechs Maulbrecher zu Schotter gebrochen, dann auf Brechschnellen nachzerkleinert und schließlich auf zwölf Unterläufer-Mahlgängen zum fertigen Rohmehl vermahlen. Das Rohmehl wurde anschließend auf fünf zweistempeligen Fallpressen zu Rohmehlsteinen gepresst. Vor dem Brand mussten die Presslinge noch von Hand auf die Darren im Trockenschuppen gesetzt werden.¹²⁵

Handarbeit nahm folglich auch im neuen Zementwerk großen Raum ein, was nicht zuletzt an den arbeitsintensiven Ringöfen lag. Allein für die Be- und Entladung waren je Ringofen mit 24 Kammern mindestens 40 Mann nötig. Die Brennleistung eines Ringofens betrug durch-

**HERAUSBRECHEN DER
KLINKER aus dem 70 m
langen und 28,3 m breiten
Ringofen, 1927.**



BELADUNG DES
RINGOFENS mit
Rohmehlsteinen, 1927.



schnittlich 50-55 t Klinker, wovon etwa 10% „Ungares“ abzurechnen war. Bei 300 Arbeitstagen – sonntags wurde nicht gearbeitet – betrug die Jahresleistung der beiden Öfen maximal 35.000 t Klinker.¹²⁶

Nach der Inbetriebnahme des neuen Werks wurde der Produktionsstandort Blaubeuren 1903 stillgelegt. Am 30. Juli 1904 wurde auch die seit 1872 in Blaubeuren ansässige Zweigniederlassung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts nach Schelklingen verlegt.¹²⁷

Im Jahr 1907/08 ging im Werk ein dritter Ringofen in Betrieb. Die Produktion stieg dadurch bis 1911 zwar auf 50.000 t, die Selbst-

kosten stiegen aber durch den hohen Anteil der Handarbeit weiter an. Die Entscheidung für den Ringofenbetrieb zeigt, dass die Stuttgarter zu diesem Zeitpunkt den technologischen Anschluss an die Zeit verloren hatten. Einst hatten sie den Ringofen als erste in Württemberg eingeführt, jetzt konnten sie sich davon nicht lösen. Die Portland-Cement-Werke Heidelberg hatten 1896 in Leimen eines der modernsten Zementwerke jener Zeit mit einem Jahresversand von 115.000 t errichtet. Auch dieses Werk war mit Ringöfen gebaut worden, diese wurden aber schon 1902 durch Drehöfen mit Abhitzeverwertung ersetzt.¹²⁸

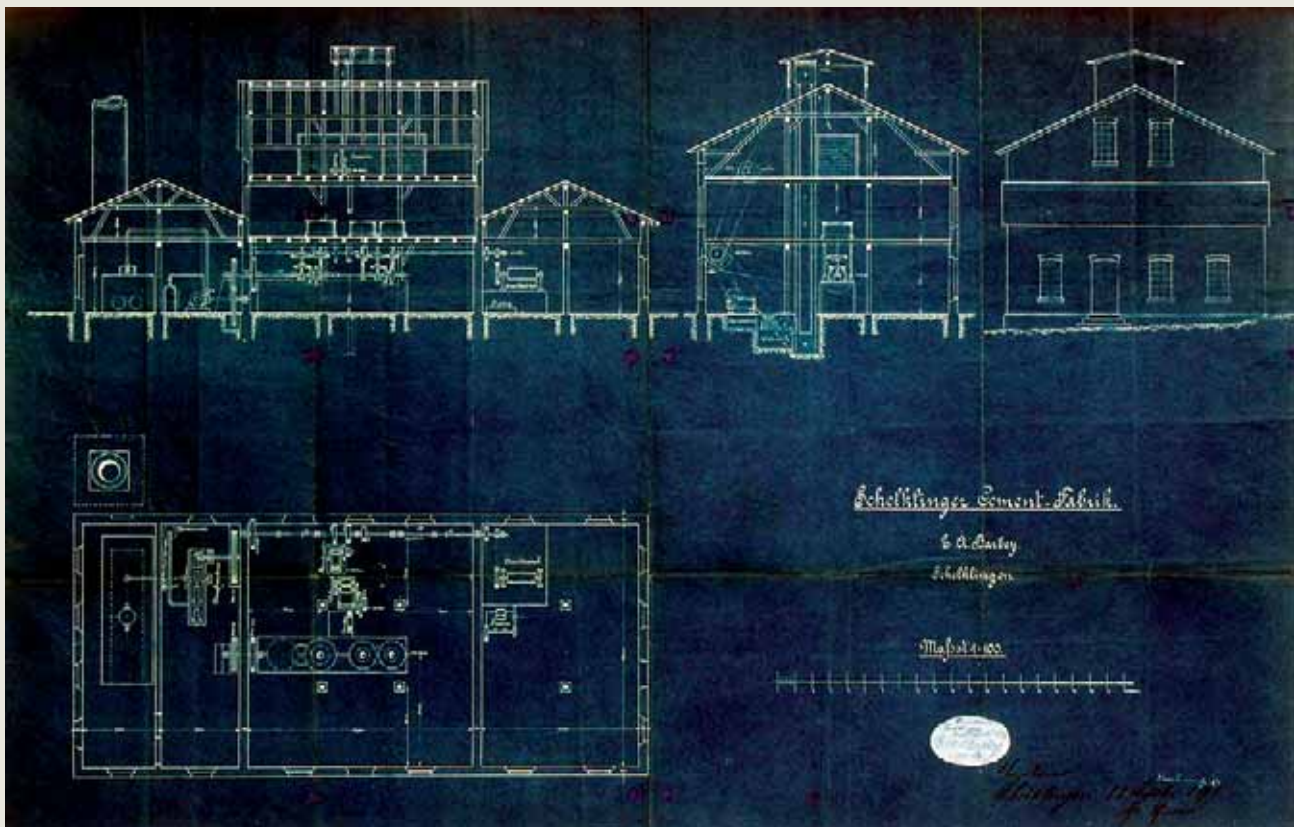
37

STUTTGARTER
CEMENTFABRIK
Blaubeuren, ca. 1900



Übernahme des Zementwerks Hammerstein

38



BAUGESUCH von E.A. Barbey für eine Zement-Fabrik in Schelklingen von 1889 mit Genehmigung des Oberamts vom 12.09.1890.

Der einzige Konkurrent war das in unmittelbarer Nähe am Schellberg gelegene kleine Zementwerk von Georg Hammerstein. Die Ursprünge des Werks gehen auf den Privatier Emil Alfred Barbey zurück. Dieser tat sich Januar 1889 mit dem Hotelbesitzer Anton Kneer aus Ulm zusammen, der seit 1872 am Heilenberg in Allmendingen eine Zementfabrik betrieb. Kneer sollte geeigneten Kalkstein ausfindig machen und

begann an vier Stellen mit Sondierungsgrabungen. Offensichtlich verfolgte er auch eigene Pläne, denn im gleichen Jahr kaufte er in der „Lurkenbahn“ ebenfalls einen Steinbruch mit dem Ziel, dort eine größere Zementfabrik zu errichten. Nach längeren Verhandlungen mit der Stadt über den Rollbahnanschluss stellte er 1891 das Projekt ein. Barbey hingegen errichtete zwei Schachtöfen, die im Frühjahr 1890 in

SITUATIONSPLAN zur Anlage einer Eisenbahn vom Steinbruch Vohenbronnen zum Bahnhof Schelklingen vom 19.05.1898. In einem Nachtrag vom 11.03.1904 ist das ehemalige Hammerstein'sche Werk samt Steinbruch auf Parzelle 1053 und 1054 bereits als Stuttgarter Besitz eingetragen.



Betrieb gingen.¹²⁹ Nach dem Tod Barbey's wechselte die Fabrik mehrfach die Eigentümer. Am 12. Oktober 1893 musste wegen Überschuldung das Konkursverfahren eröffnet werden, wodurch die Fabrik wieder an die Witwe Barbey's fiel. Schließlich kaufte Hammerstein 1895 die Fabrik und baute in den Folgejahren die beiden Schachtöfen in Dietz'sche Etagen-

öfen mit Vorwärmern um. Im Gegensatz zu den Stuttgartern zeigte er sich innovativ und plante 1903 eine Drehofenanlage mit Maschinenhaus, Kohlenmühle und Kohlentrockentrommel, die er allerdings aus finanziellen Gründen nicht realisieren konnte.¹³⁰ Bereits 1906 kauften die Stuttgarter das Werk und bauten es zu 27 Arbeiterwohnungen um.¹³¹

Verkaufsverbände, Kontingente und Firmenübernahmen

Nachdem sich der Absatz des Portlandzements ab den 1880er-Jahren gut entwickelt hatte, stieg auch die Zahl der neu gegründeten Zementfabriken stark an. Als ab 1889 die Nachfrage rückläufig war, kam es zu einem scharfen Konkurrenzkampf mit Preisunterbietungen. Im Zeitraum zwischen 1877, dem Gründungsjahr des Vereins Deutscher Portland-Cement-Fabrikanten und 1892 waren 31 neue Zementwerke dem Verein beigetreten. Seit 1887 gab es dort eine Interessensvertretung auf vorwiegend technischem Gebiet. Von Anfang an bestand aber auch der Wunsch nach einer Verständigung in Fragen der Wirtschaftlichkeit. Anfang der 1890er-Jahre kam es daher zu einer losen Verkaufsvereinigung verschiedener nord- und ostdeutscher Gruppen.¹³²

Im Jahr 1893 schlossen sich auch 13 süddeutsche Werke in einer losen Konvention zusammen. Diese setzten nicht nur Preise und Verkaufsbedingungen fest, sondern regelten auch die Produktion durch Kontingentierung des Absatzes. Im gleichen Jahr hatte Julius Spohn, Inhaber der Portland-Cementfabrik Blaubeuren, als Reaktion auf die Fusion der Stuttgarter Portland-Cementfabrik mit Leube, eine gemeinschaftliche Verkaufsstelle mit Stuttgart gegründet. Ansonsten stand Julius Spohn den Zementsyndikaten ablehnend gegenüber.¹³³

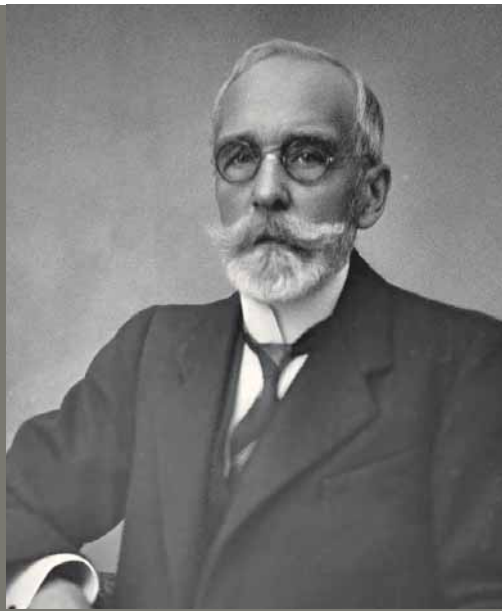
Ab dem Jahr 1894 belebte sich das Auslandsgeschäft erneut, blieb aber hinter den Steigerungen der Produktion zurück. Starkes Bevölkerungswachstum und Hoffnungen auf den Kanalbau ließen eine günstige konjunkturelle Entwicklung erwarten und führten zu einer zweiten Welle von Neugründungen. In dieser Zeit gewannen die Aktiengesellschaften die Oberhand, da diese die hohen Gründungs- und Betriebskosten der Zementindustrie leichter aufbringen konnten. Hohe Dividenden lockten in der Portlandzementherstellung unerfahrene Spekulanten und Investoren. Die Anzahl der

Portland-Cement-Fabriken stieg von 1894 bis 1900 von 40 auf 75. Die älteren Zementwerke entwickelten im Gegenzug eine starke Ausbautätigkeit, was zu einer weiteren Verschärfung der Konkurrenzsituation führte.¹³⁴

Die neu gegründeten Fabriken konnten oft die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllen. Selbst in den Jahren der Hochkonjunktur 1898 und 1899 arbeiteten 10 % aller Werke unter der Rentabilitätsgrenze. Gegenüber den Altwerken, die eine durchschnittliche Dividende von 12,8 % ausschütteten, hatten sie einen schweren Stand. Nach anfänglichen, oft trotz Verlusten ausbezahlten Dividenden, sanken die Ausschüttungen schnell auf Null.¹³⁵

Als ab dem Jahr 1900 zur Überproduktion, die die Nachfrage inzwischen um das Dreifache überstieg, eine allgemeine Depression hinzu kam, kam es zu drastischen Preisstürzen. Besonders hart war Süddeutschland betroffen, wo der Preis von 32,5 Mark pro Tonne im Jahr 1900 auf 23 Mark pro Tonne im Jahr 1903 verfiel. Zum Zeitpunkt der Gründung der ersten deutschen Zementfabrik 1855 in Stettin lag der Preis bei ca. 120 Mark pro Tonne. Von hier war er kontinuierlich bis Mitte der 1870er-Jahre auf 52 Mark pro Tonne gesunken. Vor allem die neu gegründeten, in der Regel syndikatsfernen Zementwerke litten unter der Überproduktion. Mit Preisunterbietungen brachten sie schließlich auch die Verbände ins Wanken, bis diese sich auflösten.¹³⁶

Im Stuttgarter Geschäftsbericht ist folgendes zu lesen: „Das Geschäftsjahr 1900 war für die Verwaltung ein sehr schwieriges; es bedurfte aller Ruhe und Festigkeit, um sich von dem wilden Treiben der ins Maßlose angewachsenen Konkurrenz in der Zementindustrie nicht mitreißen zu lassen, dass schließlich die Kündigung aller bestehenden Verbände und Kartelle zur Folge hatte. Die Summen, welche die Zementindustrie in diesem sinnlosen Konkurrenzkampf vergeudet hat, beziffern sich nach Millionen.“¹³⁷



PAUL WIGAND
(31.07.1849 in Köln
†4.11.1927 in Blaubeuren).

Mit dem beginnenden Niedergang regten sich aber auch neue Bestrebungen zu festeren Zusammenschlüssen innerhalb der Zementindustrie. Auch Beteiligungen an anderen Firmen waren eine Möglichkeit, den Markt zu beeinflussen. So beteiligte sich das Immobilien- und Baugeschäft 1901 „mit einigen befreundeten Firmen“ an der Portland-Cementfabrik Fr. Sieger & Co in Budenheim a. R. GmbH, der Portland-Cementfabrik Blaubeuren Gebr. Spohn und dem Bayerischen Portland-Cementwerk Marienstein¹³⁸ Zu den „Freunden“ gehörten die Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim, die ebenfalls Anteile an den genannten Firmen hatten.¹³⁹

Im Januar 1904 entstand aus dem Süddeutschen Verband von 1893 auf einer neuen Grundlage die Süddeutsche Cement-Verkaufsstelle GmbH (SCV) mit Sitz in Heidelberg. Es war vor allem Friedrich Schott von den Portland-Cement-Werken Heidelberg, der beharrlich eine Verständigung zwischen den Zementfabrikanten suchte. Bis auf die Firma Dyckerhoff, Amöneburg, die sich nur durch einen Sondervertrag anschloss, waren in der neuen Verkaufsstelle sämtliche 26 süddeutschen Zementwerke vertreten.

Die Gründung der Süddeutschen Cement-Verkaufsstelle hatte Julius Spohn zum Anlass genommen, sich finanziell aus dem Geschäft zurückzuziehen. Sein ältester Sohn Dr. Georg Spohn übernahm die technische Leitung und betrieb die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft.¹⁴⁰

Im Geschäftsbericht des Immobilien – und Baugeschäfts für das Jahr 1904 hieß es dazu: *„Schließlich würde aber die ganze Vereinigung an dem Widerstande einer uns benachbarten großen Fabrik gescheitert sein, wenn wir uns nicht in letzter Stunde mit einer Anzahl anderer Gesellschaften verbunden hätten, um diese Fabrik unter unserer Beteiligung in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln ...“*¹⁴¹

Die Süddeutsche Cement-Verkaufsstelle Heidelberg übernahm im eigenen Namen den gemeinsamen Verkauf. Die Generalversammlung setzte nach Maßgabe der Marktlage alljährlich Kontingente fest. Nach der Gründung der gemeinsamen Verkaufsstelle gestaltete sich der Markt freundlicher, insbesondere deswegen, weil die SCV unter großen Opfern eine Anzahl Fabriken aufkaufte und stilllegte.¹⁴²

Unterdessen vollzog sich in der Geschäftsleitung des Immobilien- und Baugeschäfts ein Generationswechsel. Nach dem Tod von Kommerzienrat Alwin Moser (†26.05.1906), der aus der Gründergeneration stammte und von 1872 bis 1905 dem Vorstand angehörte, rückte ab 1906 Paul Wigand nach. Ihm unterstand die Oberleitung der Oberschwäbischen Werke Schelklingen, Allmendingen, Ehingen und Münsingen. Nach der Übersiedlung von Anton Hoch nach Allmendingen war Wigand ab 1883 Betriebsleiter in Blaubeuren. Im Jahr 1900 wurde er im neuen Werk in Schelklingen Direktor. Ab 1903 war Wigand auch Vorstand in der Portland-Cementfabrik, Gebrüder Spohn und Aufsichtsrat der Süddeutschen-Cementverkaufsstelle Heidelberg.¹⁴³

Das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft verfolgte unter Wigands Leitung einen Konsolidierungskurs. Es verfügte in Stuttgart über 28 Wohnhäuser und drei Ziegeleien. Nach den verschiedenen Übernahmen der vergangenen Jahre und den beiden Betriebsgemeinschaften sollten die Betriebs- und Vermögensverhältnisse vereinfacht werden. Am 31. Oktober 1906 beschloss die außerordentliche Generalversammlung eine Verschmelzung mit den Oberschwäbischen Cementwerken durch Aktien-tausch und eine Ablösung der Forderungen der Firma Leube durch Abgabe von Aktien. Dazu wurde das Aktienkapital der Gesellschaft von 3,4 Mio. auf 5,6 Mio. Mark erhöht.¹⁴⁴



Im Jahr 1907 erwarb das Immobilien- und Baugeschäft die gesamten **AKTIEN DES SÜDDEUTSCHEN PORTLAND-CEMENTWERKS MÜNSINGEN** und pachtete die ganze Fabrik.¹⁴⁵

Die deutsche Zementindustrie war durch Zölle ab der Jahrhundertwende im Export stark benachteiligt, während der Import durch fehlenden Schutzzoll Jahr für Jahr zunahm.¹⁴⁶ Ab 1907 war das Ergebnis durch die Zementkonkurrenz zusätzlich gedrückt. Zwar war es der SCV zeitweise gelungen, die Zementpreise zu erhöhen. Das dadurch neu entfachte Gründungsfeber machte die Anstrengungen allerdings wieder

zunichte. Ab dem Jahr 1910 kam es aufgrund des Konkurrenzkampfes zu Aussperrungen im Baugewerbe und der Gewinn ging weiter zurück. Vor dem Hintergrund der drohenden Auflösung des Rheinisch-Westfälischen und Norddeutschen Syndikats war Süddeutschland ständig von zusätzlichen Importen aus diesen Regionen bedroht.¹⁴⁷

Erster Weltkrieg

Den höchsten Absatz mit 178.000 t hatte das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft im Jahr 1910 erreicht. Mit der Kriegserklärung im August 1914 ging der Versand abrupt zurück. Bis 1918 fiel er um 75 % auf 46.170 t.¹⁴⁸ Mit der Mobilmachung wurden nicht nur viele Arbeiter eingezogen, sondern auch Pferde und Lastkraftwagen wurden beschlagnahmt. Bald konnte nur noch ein Notbetrieb mit älteren Arbeitern und Frauen aufrechterhalten werden. Auch Zementlieferungen für Militärzwecke hielten nur die ersten Kriegswochen an. Ebenso mussten im Immobiliengeschäft herbe Verluste hingenommen werden, da viele Mieter in den etwa 25 Häusern die Mieten nicht mehr zahlen konnten oder auf Grund des Ausnahmezustandes nicht mehr zahlen wollten.¹⁴⁹

Auch das Ziegelsyndikat, dem die Stuttgarter angehörten, hatte nur noch 11,5 % des bisherigen Kontingents. Daraufhin wurde auch der abgelaufene Syndikatsvertrag der Ziegelverkaufsstelle Stuttgart nicht erneuert. Zusätzliche Belastungen entstanden durch die Unterstüt-

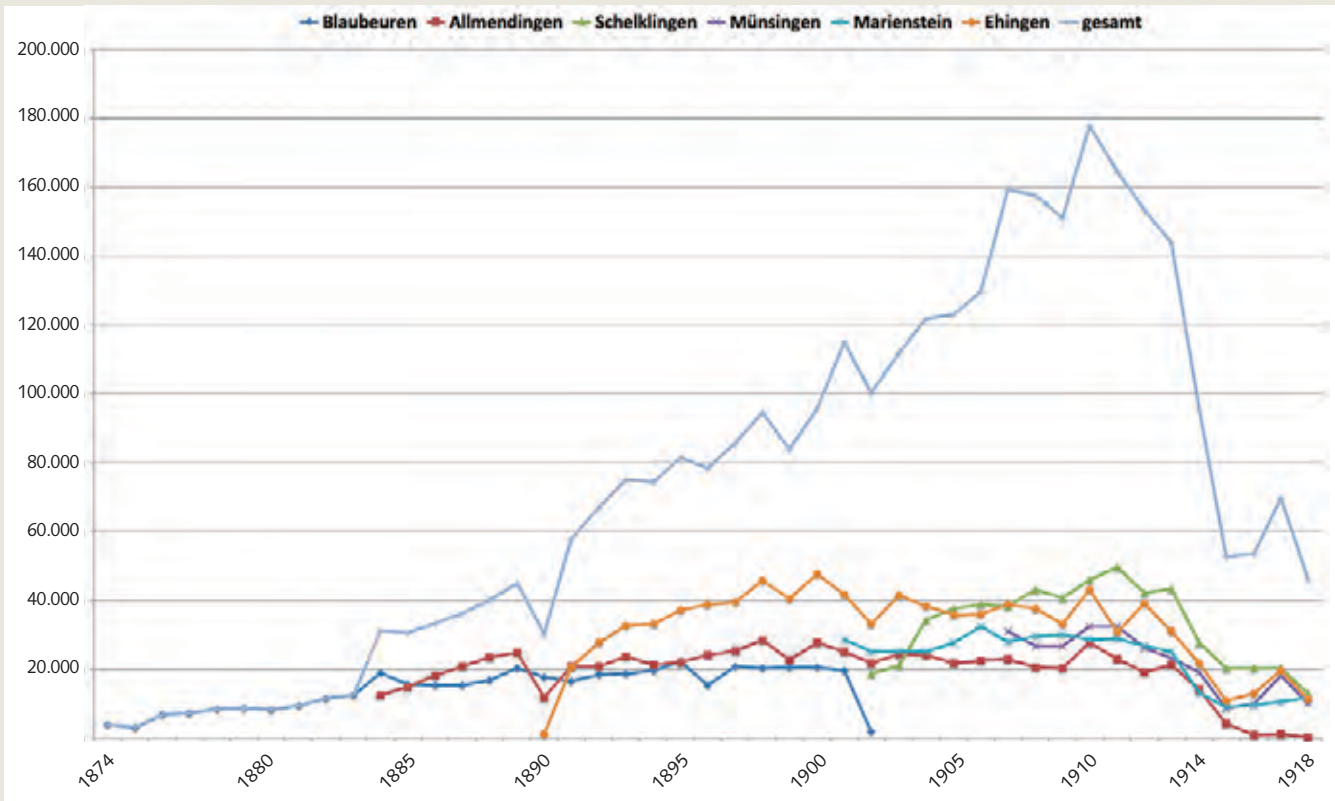
zung der Arbeiter aus der Unterstützungskasse in Höhe von 64.223,07 Mark. Weitere Verluste brachten die Beteiligungen an fremden Unternehmen, die ihre Dividenden absenkten oder keine auszahlten, so z.B. die jüngste Beteiligung am 1912 gegründeten Portland-Cementwerk Burglengenfeld, dessen Aktien im Wesentlichen von Heidelberg und Stuttgart gehalten wurden.¹⁵⁰

Um nicht die Existenz der gesamten Zementindustrie zu gefährden, verbot der Bundesrat am 29. Juni 1916 den Abschluss von Lieferverträgen über 1916 hinaus. Damit sollte verhindert werden, dass sich einzelne Hersteller über langfristige Lieferverträge dauerhaft Konditionen sicherten. Ebenso wurde der Bau und die Erweiterung bestehender Zementfabriken untersagt. Damit kam er einer alten Forderung der Syndikate nach und schuf gleichzeitig die „Reichsstelle für Zement“.¹⁵¹ Letztere überwachte die Durchführung der Bestimmungen und nahm maßgeblichen Einfluss auf die Gründung des neuen Syndikats Norddeutscher Cementver-

43

STUTTGARTER DIREKTOR WENK
mit Ehefrau vor der Werks-
wohnung in Allmendingen,
ca. 1914.





ABSATZENTWICKLUNG der Zementwerke des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts 1874-1918.

band GmbH. Vor der Bundesratsverordnung waren in Westfalen noch einige Zementfabriken entstanden, die mit langfristigen Lieferverträgen versuchten, sich dem Rheinisch-Westfälischen Cementverband zu entziehen. Durch eine weitere Bundesratsverordnung vom 24. November 1916, die drastische Strafmaßnahmen vorsah, gelang es auch die Außenseiter in das Zement-syndikat einzugliedern. Der Reichskanzler war außerdem jederzeit befugt, in die Preisbildung einzugreifen. Vom Kriegsanfang wurde eine „Cementausgleichsstelle“ geschaffen, die die eingehenden Aufträge gleichmäßig auf das norddeutsche, westfälische und süddeutsche Syndikat verteilte. Als Interessensvertretung der Industrie schuf die Behörde 1917 den Deutschen Zementbund GmbH.¹⁵²

Ende Oktober 1918 hörte die Kohleversorgung der Zementwerke im Deutschen Reich auf und setzte erst Mitte 1919 wieder ein. Hinzu kam, dass Reparaturmaterialien und andere Betriebsmittel kaum zu bekommen waren. Unterdessen wurden auch die ehemaligen ausländischen Marktgebiete von der ausländischen Konkurrenz erobert. Gleichzeitig kam es zu bedeutenden Importen von Zement, der mit „Reparationskohle“ hergestellt worden war. Der

Absatz sank deshalb 1919 auf den absoluten Tiefpunkt.

Das Werk in Allmendingen war von 1883 bis 1914 ununterbrochen in Betrieb gewesen, stand aber seit Kriegsbeginn still. In den Kriegsjahren war nur noch eine Notbesetzung von 10 bis 15 Arbeitern im Werk beschäftigt. Im Jahr 1910 lag die Jahresproduktion bei rd. 28.000 t (vgl. Schelklingen 46.000 t, Leimen 206.112 t). Zunächst war nach dem Ersten Weltkrieg an eine Wiederinbetriebnahme gedacht. Deshalb wurden die Dampfkessel in der Maschinenfabrik Esslingen überholt. Die Absatzlage und der Materialmangel sowie die seit mehr als dreißig Jahren unveränderten Maschinen ließen einen wirtschaftlichen Betrieb unter den herrschenden Bedingungen jedoch nicht zu und das Werk ging nicht wieder in Betrieb.¹⁵³

Ein Großteil der Fabrikgebäude in Allmendingen am Heilenberg wurde schließlich um 1930 von Ulmer Pionieren gesprengt. Das Fabrikareal und die an der Ehingerstraße gelegene Arbeitersiedlung „Häusle“ wurden an Schwenk verkauft.¹⁵⁴

Fusion mit den Portland-Cement-Werken Heidelberg und Mannheim

FIRMENLOGO,
1918.



45

Die Stuttgarter Gesellschaft hatte bereits 1883 mit den Cementwerken Gebr. Leube in Ulm fusioniert und damit ihre Position gegenüber Schwenk gefestigt. Ebenso suchte die Unternehmensleitung stets die Verständigung in den Verbänden. Zu den Portland-Cement-Werken Heidelberg und Mannheim gab es zahlreiche Verbindungen. Beide Unternehmen hatten, wie schon erwähnt, Anteile an der Blaubeurer Cementfabrik der Gebrüder Spohn und dem neu errichteten Bayerischen Portland-Cementwerk Burglengenfeld.

Schon während des Krieges hatte Friedrich Schott vom Heidelberger Konzern den Stuttgartern eine enge Zusammenarbeit angeboten. Angesichts der schlechten Aussichten auf dem Zementmarkt und dem absehbaren Kapitalbedarf für Modernisierungen kam es schließlich zu einer weiteren Annäherung.

zu dem Ergebnis, dass mit Stuttgart in Verhandlungen getreten werden soll.“¹⁵⁵

Am 24. August 1918 fusionierten die Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim AG mit der Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft AG. Das neue Unternehmen firmierte bis 1937 als Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG. Ganz leicht fiel es den Stuttgartern jedoch nicht, ihren Firmensitz in Württemberg aufzugeben. Auf der außerordentlichen Generalversammlung am 24. September 1918 begründete der Vorstand des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts die

Ausschnitt aus dem
PROTOKOLL DER
AUF SICHTSRATSSITZUNG
der Portland-Cement-
Werke Heidelberg und
Mannheim vom
14.6.1918.

Am 14. August 1918 wurde die engere Zusammenarbeit konkreter im Heidelberger Aufsichtsrat diskutiert. Das Protokoll hält folgendes fest: „Herr Weinschenk [Aufsichtsratsvorsitzender] berichtet über die Anregung der Herrn des Stuttgarter Immobilien & Baugeschäft in Stuttgart über eine Fusion mit unserer Gesellschaft. Die sich anschließende Aussprache führt

schon länger erwogene Entscheidung zur Fusion: „Seit Jahren schon ist bei gelegentlichen Zusammenkünften unseres Vorstandes mit den Vorstandsmitgliedern der Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim in Heidelberg der Gedanke einer engeren Verbindung zwischen unseren beiden Gesellschaften, als das Cement-syndikat sie bereits bietet, erörtert worden.

1000-MARK-AKTIE des fusionierten Unternehmens vom 14.02.1919.



*Nur die Scheu, die Selbstständigkeit unserer Gesellschaft aufzugeben und den Sitz eines alten blühenden Unternehmens Württembergs nach Baden abwandern zu lassen, hielt den Vorstand unserer Gesellschaft seither zurück, den Anregungen weitere Folge zu geben.*¹⁵⁶

Die Stuttgarter Gesellschaft brachte Zementwerke in Allmendingen, Ehingen, Marienstein, Münsingen und Schelklingen sowie zwei Ziegeleien in Cannstatt in das neue Unternehmen ein. Die Heidelberger brachten die Zementwerke Leimen, Mainz-Weisenau, Offenbach, Diedesheim-Neckarelz, das Gipswerk Obrigheim und das Ziegelwerk Lochhausen ein. Heidelberg-Mannheim-Stuttgart war damit zum beherrschenden süddeutschen Zementhersteller geworden. Der Vorstand des neuen Unternehmens

setzte sich aus Friedrich Schott und Carl Leonhard aus Heidelberg und den Stuttgarter Vorständen Generaldirektor Woldemar Schrader und Kommerzienrat Paul Wigand (bis 1.07.1926) aus Schelklingen zusammen. Im Aufsichtsrat bekamen die Stuttgarter vier Sitze.¹⁵⁷ Die Aktionäre der Stuttgarter Gesellschaft erhielten im Tausch gegen ihre Aktien neu ausgegebene Aktien von Heidelberg-Mannheim-Stuttgart. Das Grundkapital wurde dafür um 5,6 Mio. Mark auf 20,6 Mio. Mark erhöht.¹⁵⁸ Am 3. Februar 1919 wurde die Aktiengesellschaft Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft aufgelöst, nachdem die ordentliche Generalversammlung am 24. September 1918 der Übertragung des Vermögens ohne Liquidation auf das neue Unternehmen zugestimmt hatte.¹⁵⁹

Rationalisierungen und Werksschließungen

Die Zeit unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg war durch Mangelwirtschaft, insbesondere bei der Kohleversorgung und der Sackverpackung, gekennzeichnet. Ebenso belasteten die stark gestiegenen Arbeitslöhne das Ergebnis. Die fehlende Nachfrage ließ den Zementversand 1919 auf einen Tiefpunkt sinken.¹⁶⁰

Die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen erforderten Effizienzsteigerung in den zahlreichen, höchst unterschiedlich ausgestatteten Werken im neuen Heidelberg – Mannheim – Stuttgart Großkonzern. Die großen Überkapazitäten im Unternehmen, aber auch ein zehnjähriger Investitionsrückstand, machten Standort-schließungen erforderlich. Die ehemaligen Stuttgarter Werke waren im Blau- und Schmiechtal konzentriert.

Technisch lagen sie hinter den Heidelberger Werken zurück. Alle Fabriken arbeiteten noch mit arbeitsintensiven Schacht- und Ringöfen. Es lag daher nahe, einen Standort auszubauen und die anderen stillzulegen. Das Werk Ehingen lag mit einer Produktionskapazität von 30.000 t pro Jahr und 138 Beschäftigten in der Produktivität knapp vor Schelklingen mit 55.000 t und 262 Arbeitern. Die Werke Allmendingen und Münsingen lagen weit darunter.¹⁶¹

Der Civilingenieur Otto Schott, ein Bruder Friedrichs, wurde beauftragt, ein Gutachten über die Ehinger Fabrik mit dem Ziel anzufertigen, das Werk effizienter zu machen. Im September 1923 legte er dieses vor und lokalisierte darin die Probleme. An mehreren Stellen in der

47



SCHACHTÖFEN DER STUTTGARTER CEMENTFABRIK in Allmendingen nach der Stilllegung im Jahr 1914, ca. 1920.

**SCHORNSTEINSPRENGUNG
im Oberschwäbischen
Cementwerk Ehingen
am 9.04.1928.**



Produktion, wie bei der Zerkleinerung und beim Transport des Rohmaterials, sowie bei der Ofenentleerung der Schneider-Öfen kam es zu ständigen Unterbrechungen durch anhaltende Reparaturmaßnahmen. Nach Schotts Untersuchungen war eine Produktionssteigerung von ca. 45 % möglich, sofern entsprechende Maßnahmen ergriffen würden.¹⁶²

Die Verfolgung von Otto Schotts Vorschlägen war aber in der Zeit der Hyperinflation unmöglich. Nach der Einführung der Rentenmark am 20. November 1923 stabilisierte sich die Währung schlagartig. Der Spielraum für Investitionen verbesserte sich damit ebenfalls plötzlich. Otto Schott erstellte daraufhin am 14. Januar 1924 ein Exposee zum kompletten Neubau der Ehinger Fabrik mit einer jährlichen Produktionskapazität

von 588.000 t bei 130 Arbeitern. Alle ehemaligen Stuttgarter Fabriken hatten mit 800 Arbeitern gerade einmal 130.000 t produziert.¹⁶³ Nach dem Ende der Hyperinflation mit der Einführung der Goldmark 1924 erreichte der Absatz wieder ungefähr das Vorkriegsniveau. Inzwischen hatte sich der Vorstand in Heidelberg aber gegen den Neubau in Ehingen entschieden. Im Oktober 1924 kam es zu ersten Kündigungen der 200 Beschäftigten in Ehingen, die aber zunächst auf politischen Druck hin wieder aufgehoben wurden. Ein Jahr später stand die Stilllegung endgültig fest und Anfang 1926 begannen die Abbrucharbeiten. Am 9. April 1928 berichtete der Volksfreund schließlich über die Schornsteinsprengung durch Ulmer Pioniere. Nach dem Abbruch wurde das Fabrik-



gelände samt der Arbeitersiedlung „Häusle“ an die Firma Schwenk verkauft.¹⁶⁴

Das Jahr 1925 war in der deutschen Zementindustrie im Allgemeinen ein Jahr der Veränderungen. Im Heidelberger Konzern ging Generaldirektor Woldemar Schrader, der von 1882 bis 1918 dem Stuttgarter Vorstand angehörte, zum 30. Juni 1925 nach 48 Jahren Tätigkeit in den Ruhestand.¹⁶⁵ Im Folgejahr schied mit Paul Wigand auch der letzte Vorstand aus dem Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft aus, so dass die Familie Schott den Vorstand dominierte.

Im Oktober 1925 schloss Heidelberg mit den westfälischen Wicking'schen Portland-Cement- und Wasserkalkwerken in Münster einen Interessengemeinschaftsvertrag. Dies

geschah vor dem Hintergrund der Neuordnung der deutschen Zementsyndikate, die Ende 1925 abliefen. Die Interessengemeinschaft übte starken Einfluss auf die seit Sommer laufende, stark umkämpfte Erneuerung aus.¹⁶⁶

Das Jahr 1925 wurde auch zum Schicksalsjahr weiterer Konzernwerke, wie Diedesheim-Neckarelz und Offenbach. Im Gegenzug für die Stilllegung des Ehinger Werks sollte das veraltete Schelklinger Werk, das seit seiner Gründung unverändert geblieben war, modernisiert und für eine Jahresproduktion von 150.000 t ausgebaut werden. Der Ausbau des Werks Schelklingen sollte etappenweise erfolgen, soweit Geldmittel zur Verfügung standen, ohne dass der bestehende Produktionsbetrieb durch den Ausbau gestört werden durfte.¹⁶⁷

Die revolutionären Ereignisse unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, aber auch die sozialen Umwälzungen jener Zeit, brachten Konflikte zwischen Unternehmern und Gewerkschaften mit sich. Erstmals seit Jahrzehnten konnte für die Arbeiterschaft eine nennenswerte Reallohnsteigerung erreicht werden. Allein im ersten Halbjahr 1925 stiegen die Löhne von 41-55 Pf. auf 62-66 Pf. Die im Jahre 1927 eingeführte Arbeitszeitverordnung und die im Zusammenhang damit stehende und von den Gewerkschaften geforderte Einführung des Acht-Stunden-Tags veränderten die Situation für die Zementindustrie erheblich. Diese bekämpfte das Gesetz, da die Arbeitsabläufe bisher in 10-stündiger Arbeitszeit und in zwei Schichten organisiert waren. Die Umstellung auf den Dreischichtbetrieb brachte zunächst einen Produktivitätsverlust, da die Anlagen erst angepasst werden mussten. Die stark gestiegenen Arbeitskosten, der hohe Konkurrenzdruck und das Arbeitszeitgesetz führten zu verstärkten Rationalisierungsmaßnahmen. Die Arbeiterschaft bestand damals zu einem großen Teil aus Ungelernten und Tagelöhnern, die im Akkord arbeiteten, also nach verrichtetem Arbeitspensum bezahlt wurden. Unter Beibehaltung der Akkordsätze bedeutete die 8-stündige Arbeitszeit für die ungelernete Arbeiterschaft Lohnseinbußen von 20 %. Daher stand diese den neuen Arbeitszeitgesetzen und den Gewerkschaften ablehnend gegenüber.¹⁶⁸

Der geringe Organisationsgrad in der Zementindustrie machte es für die Arbeitgeberseite einfach, die Arbeiterschaft in sogenannten Werksvereinen zu organisieren. Der Heidelberger Vorstand Friedrich Schott war ein erbitterter Gegner der Gewerkschaften und favorisierte die Werksvereine für alle Konzernwerke. Sein Bruder Adolf Schott, ebenfalls im Vorstand, leitete das Nürtinger Zementwerk. Er förderte am 10. Juni 1927 in Nürtingen die Gründung eines der

ersten Werksvereine, dem in kurzer Zeit die gesamte Belegschaft beitrug. Auf gesetzlicher Grundlage stehend, konnte mit der Werksleitung ein neues Tarif- und Arbeitszeitabkommen getroffen werden. Die Fabrikleitung betrachtete den großen Zuspruch zum Werkstarif mit Genugtuung:

„Seitdem haben wir Ruhe unter unserer Belegschaft und alle Versuche der Gewerkschaften hier wieder Fuss zu fassen, sind bisher in ganz kläglicher Weise gescheitert.“¹⁶⁹

Das Zementwerk Schelklingen folgte dem Beispiel kurze Zeit darauf mit einem eigenen Tarif- und Arbeitszeitabkommen:

„In unserer Arbeiterschaft hat sich in den letzten Jahren eine völlige Umwandlung vollzogen insofern, als sie sich restlos von den Gewerkschaften abgewandt hat. Den äußeren Anlass hierzu hat im Jahre 1927 die Arbeitszeitverordnung und die im Zusammenhang damit stehende und von den Gewerkschaften geförderte Einführung des 8 Stunden-Tages gegeben. Unsere Arbeiterschaft wollte ihre bisherige 10-stündige Arbeitszeit und das 2-Schichten-System beibehalten und hat deshalb am 10. Mai 1927 mit der Betriebsleitung ein Werkstarif- und Arbeitszeitabkommen getroffen.“¹⁷⁰

Im Oktober 1927 kam es erstmalig zu einem Werkstarifabschluss mit dem Werksverein Schelklingen. Die Lohnsteigerungen lagen in etwa in Höhe der zuvor von den Gewerkschaften erreichten Abschlüssen und betragen jetzt 71-84 Pf.¹⁷¹

Die Werksvereine waren aber für die Unternehmensleitung weit mehr als Tarifpartner. Sie organisierten auch die Freizeit der Arbeiterschaft und der Angestellten. Die Aktivitäten sind durch den Vorsitzenden des Werksvereins, den Aufseher Gramlich, gut dokumentiert. Die Werksfeiern waren für die Arbeiterschaft große Ereignisse. So erhielten auf den jährlichen Weih-

FLUGBLATT DER
GEWERKSCHAFT
MIT STREIKAUFRUF
GEGEN DAS ZEMENT-
WERK NÜRTINGEN,
ca. 1927.

Ruf

an die gesamte Arbeiterschaft von Nürtingen und Umgebung.

Die Zimmerer, Zementeur und Hilfsarbeiter von Nürtingen haben sich genötigt, über das hiesige Zementwerk den



Streik

zu verhängen.

Schon am 7. März 1912 wurde für das Nürtinger Betonbaugewerbe ein Tarifvertrag abgeschlossen, der den Stundenlohn für Zimmerer und Zementeur auf 61 Pfg., für nicht selbständige Zementeur auf 54 Pfg. und für Hilfsarbeiter auf 45 Pfg. festlegte. Trotz dieses Vertrages bezahlte die Aktiengesellschaft vom Zementwerk bei Ausführung vorgenannter Arbeiten Löhne, die man als wahre

Hungerlöhne

bezeichnen kann. Zimmerer erhielten 52 Pfg., nichtselbständige Zementeur 42 Pfg. und Hilfsarbeiter 37 Pfg. im Durchschnitt. Selbständige Zementeur gab es nach der Ansicht des Herrn Direktors überhaupt nicht, jedenfalls nur deshalb, um eine höhere Lohnzahlung zu umgehen.

Die fortgesetzte Teuerung in den letzten Jahren hat uns gerade die Pflicht auferlegt, eine solche **Lohndrückerei** zu verhindern.

Durch die gegenwärtige Winterzeit glaubt der Herr Direktor die Arbeiterschaft niederringen zu können, ihnen nach **mittelalterlichen** Gebräuchen ihre Existenz zu diktieren. Mit dieser **Unternehmerwillkür** muß gebrochen werden.

Zur Abwehr dieses **Unternehmerübermutes** wenden wir uns an die gesamte Arbeiterschaft von Nürtingen und Umgebung mit dem Ersuchen, uns in unserem berechtigten Kampfe zu unterstützen.

Liebe jeder gesunddenkende Kollege strenge

Solidarität.

Werde keiner zum Verräter an seinen Kollegen.

Die Streikleitung.

Handwerkskammer Nürtingen

nachtsfeiern in der Rose unter Mitwirkung des „Liederkranzes“ weit über 200 Kinder Pakete mit Äpfeln, Feigen, Gebäck, Nüssen, Wurst, Wecken und nützlichen Geschenken oder Spielsachen. Die umliegenden Brauereien spendeten Bier, Zigarren, Kaffee und Kuchen. Auch Theateraufführungen und Betriebsausflüge gehörten zu den Aktivitäten der Werksvereine.¹⁷²

In Schelklingen gehörte die komplette Belegschaft dem Verein an, was es für den einzelnen Arbeiter schwer machte, sich von diesem zu distanzieren. Die allgemeine Stimmung ist im Protokoll der zweiten ordentlichen Sitzung des Werksvereins am 28. Juli 1929 gut dokumentiert:

„Auch die Lohn und Arbeitszeitfrage waren Gegenstand einer längeren Diskussion und es kann dabei unzweideutig zum Ausdruck, dass es ein Eingriff in die persönliche Freiheit ist, wenn behördlicherseits einzelnen Arbeitsgruppen die Arbeitszeit einfach diktiert wird ohne Rücksicht auf den Verdienstaussfall. Mehr als 30-jährige Erfahrung hat gelehrt, dass die Gesundheitsschädigung in unserer Industrie nicht so ist, dass der § 7 der Arbeitszeitverordnung in Frage kommt. ... Mit Befriedigung kann festgestellt werden, dass der Werksvereinsgedanke feste Wurzeln gefasst hat und keine der Gewerkschaften, die nur Selbstinteresse verfolgen, werden ihn zu entwurzeln vermögen.“¹⁷³

ARBEITERFAMILIE VOR
WERKSHAUS, CA. 1910.



Wenn Arbeiter es zu jener Zeit als „*persönliche Freiheit*“ bezeichneten, für das Existenzminimum länger arbeiten zu dürfen, so geschah das nicht aus liberaler Überzeugung, sondern aus Ohnmacht und Alternativlosigkeit. So mussten auch etwaige Gesundheitsrisiken dem täglichen Überlebenskampf untergeordnet oder verdrängt werden. Die damalige Werkszeitung enthält zahlreiche Nachrufe zu früh verstorbene Arbeiter. z.B. von dem erst 46 Jahre alten Zementfasser Josef Sontheimer. Am 12. September 1929 wird vom Tod des erst 25 Jahre alten Karl Bierer berichtet. Ebenso starb der 63 Jahre alte Ringofenbrenner Benazzo Domenico. Mangels ge-

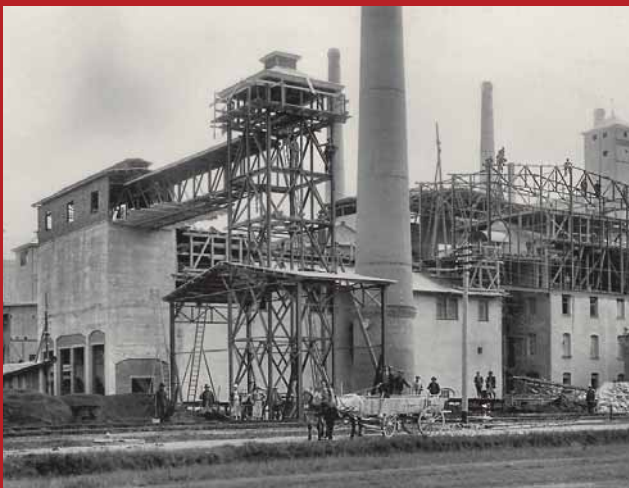
eigneter Entstaubung waren Magengeschwüre besonders häufig. Fehlende Sicherungsmaßnahmen an den transmissionsgetriebenen Maschinen bargen ebenso ein hohes Unfallrisiko.¹⁷⁴

Innerhalb weniger Jahre hatte sich die Zementindustrie an die veränderten Rahmenbedingungen angepasst. Auch dort wo man noch hartnäckig an der Beibehaltung der 10-stündigen Arbeitszeit und des Zwei-Schichten-Systems festhielt, kehrte bald Einsicht ein. Insbesondere die Produktivitätssteigerungen, die eine verkürzte Arbeitszeit mit sich brachte, machten das traditionelle Arbeitszeitmodell bald unattraktiv.

ARBEITER IN DER
WERKSKANTINE,
1938.



Kompletter Fabrikumbau in Schelklingen



Errichtung der ELEKTRISCHEN GASREINIGUNG (links), Bau der KOHLENMÜHLE und des Ofenhauses für die DREHÖFEN, 1928.



WERKSANSICHT NACH DEM UMBAU, 1929.

53

Im Jahr der Inbetriebnahme des Schelklinger Zementwerks war der automatisierte Drehofen in der Zementindustrie eingeführt worden. Das Zementwerk in Leimen, das 1896 errichtet worden war, hatte ebenfalls 1902 seine Ringöfen abgebrochen und neue Drehöfen eingebaut. Die Materialaufgabe und Entleerung geschah vollautomatisch. Im Schelklinger Werk erfolgte der Materialtransport zwischen den verschiedenen Aggregaten noch ausschließlich von Hand. Der Produktionsprozess und die Betriebseinrichtungen, wie Mahlgänge, Ringöfen und Pressenbetrieb sowie die Packerei, waren nicht mehr zeitgemäß. Die Kraftübertragung an den Maschinen geschah immer noch mittels Transmissionen.¹⁷⁵

Im Jahr 1925 wurde beschlossen, das veraltete Werk zu modernisieren und für eine Jahresproduktion von 150.000 t auszubauen. Der Ausbau sollte in zwei Teilschritten erfolgen, soweit Geldmittel zur Verfügung standen, ohne dass der bestehende Produktionsbetrieb durch den Ausbau gestört werden durfte. Ein ganz neues Fabrikprojekt mit automatischen Schachtofen, einem Drehofen mit Abhitzekesteln und einer 1.500 KW-Dampfturbine wurde ausgearbeitet. Die vorhandenen Gebäude wurden nur soweit genutzt, als sie sich in den Rahmen des Gesamtprojekts einpassten.¹⁷⁶

Im Jahr 1926 begann der erste Bauabschnitt mit der Erneuerung der Vorzerkleinerung, Trocknerei, Errichtung der Rohmehlsilos und der Schachtofenanlage sowie der Klinkerhalle. Bislang wurde das hochkalkige Material in

einem Schuppen an der Luft getrocknet, während das mergelige Material in Schachtofen mit Handentleerung getrocknet und entsäuert wurde. Beide Materialien wurden ins richtige Mischungsverhältnis gebracht und per Seilbahn zur Vorberecherei transportiert. Nach dem Werksumbau wurde das Rohmaterial schon im Steinbruch richtig gemischt. Mit der Inbetriebnahme der neuen Schachtofenanlage wurde das Rohmaterial durch einen Polysius Zet-Brecher im Werk vorzerkleinert und in drei Schottersilos gefördert. Mittels Drehtellerentleerung und Elevatoren wurde der Schotter den beiden Trockentrommeln aus dem stillgelegten Zementwerk Budenheim zugeführt. Die Trockentrommeln von 2,1 m Durchmesser und 22 m Länge waren bereits mit Einzelantrieben versehen.¹⁷⁷

Bisher musste das Rohmehl auf zweistempeligen Fallpressen manuell zu Rohmehlsteinen gepresst werden, die von Hand in die Ringöfen eingesetzt wurden. Die „neuen“ vier automatischen Grueber'schen Schachtofen arbeiteten vollautomatisch. Sie wurden aus gebrauchten Teilen, wie Drehrosten, Schneckenrädern, Königswellen und Hauben von den stillgelegten Werken Diedesheim-Neckarelz und Ehingen zusammengebaut. Zur Formung der Rohmehlsteine (Verziegelung des Rohmehls) wurden automatische Drehtischpressen eingesetzt. Über einen Drehrost erfolgte die automatische Entleerung. Die Leistung eines Ofens mit 2,6 m Durchmesser und 12 m Höhe lag bei 50 bis 60 Tagestonnen.¹⁷⁸

KONDENSATIONSTURBINE MIT DREHSTROMGENERATOR der Firma AEG mit einer Leistung von 1600 KW, 1928



54

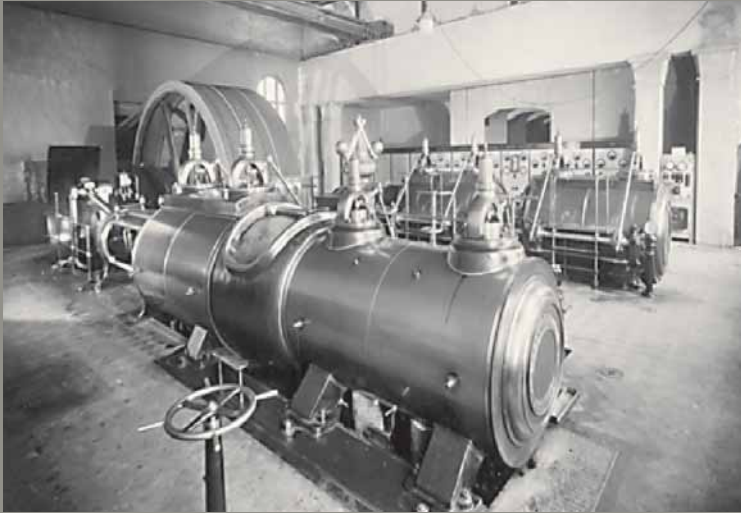
Einen wichtigen Schritt unternahm man im September 1926, als die Fabrik an das Netz der Oberschwäbischen Elektrizitätswerke, die hauptsächlich die Wasserkraft der Donau und Iller nutzten, angeschlossen wurde. Jetzt war es möglich, die kraftzehrenden Transmissionsantriebe schrittweise durch elektrische Einzelantriebe zu ersetzen.¹⁷⁹

Im Jahr 1927 trat im Ausbau eine Pause ein. Die Werksleitung ging von dem erkrankten, 78-jährigen Paul Wigand auf Direktor Liebold über. Kommissarisch hatte Gottfried Wenk¹⁸⁰, Direktor des stillgelegten Allmendinger Werks, das Werk bis dahin schon mehrere Jahre geleitet. Nach Abschluss des zweiten Bauabschnitts ging Wenk am 1. April 1929 in den Ruhestand.¹⁸¹

In den Jahren 1928 und 1929 erfolgte mit der Erneuerung der Rohmühle, dem Neubau der Kohlenmühle, Abhitzeessel- und Turbinenanlage, Drehofenanlage sowie der elektrischen Entstaubungsanlage die zweite Ausbaustufe. Die Drehofenanlage war die erste mit erweiterter Sinterzone und Abhitzeessel. Dieser Ofentyp wurde in den Heidelberger Werken zu jener Zeit bevorzugt eingesetzt, da er gute Wirkungsgrade aufwies. Friedrich Schotts Sohn, Ehrhart, war zu dieser Zeit Vorsitzender der Ofenkommission und mit der Optimierung von Zementöfen befasst. Der neue Drehofen in Schelklingen hatte einen Durchmesser von 3,2 m und eine Länge von 55 m, die Leistung betrug 260 t pro Tag.¹⁸²



ALTE UNTERLÄUFERMAHLGÄNGE, wie sie im 19. Jh. auch in Getreidemühlen eingesetzt wurden, ca. 1925



Für den Antrieb der Transmissionen war eine vierzylinderige **TRIPLEX-DAMPFMASCHINE** mit 1.200 PS aus Esslingen vorhanden, die über vier Tembrink-Kessel mit separater Überhitzung gespeist wurde.¹⁸⁴

Der neue Drehofen verlangte wesentlich feineres Rohmehl, als es die alte Mahlanlage herstellen konnte. Die Rohmühle bestand noch aus 20 Unter- und zwei Oberläufer-Mahlgängen mit 1,5 m Durchmesser, die über Seilscheiben durch die alte Dampfmaschine angetrieben wurden. Eine Kolonne von fünf Mann war ständig mittels Schärfhämmern mit dem Schärfen der Mahlsteine beschäftigt. Daher wurden im stillgelegten Konzernwerk Offenbach 16 alte Griffinmühlen übernommen. Die Leistung einer Mühle lag bei 3,5 t/h, also bei mehr als dem Doppelten. Als Feinmahlung galt damals ein Siebrückstand von 28-30 % auf dem 4900 Maschensieb – nach heutigen Maßstäben ungeheuer grob.¹⁸³

Die Schachtöfen hatten im Pressenbetrieb eine Gesamtleistung von 200-240 t pro Tag. Ein Ertüchtigungsprogramm sollte deren Leistung erhöhen. Insbesondere sollte dabei das Rohmaterial ungeziegelt aufgegeben werden, um den teuren Pressenbetrieb einzusparen. Die Vorteile des Schachtofens lagen in den niedrigeren Brennstoffkosten, dem Einsatz minderwertigerer Kohle und dem geringeren Kraftbedarf. Aufgrund der hohen Klinkervorräte musste der Schachtofenbetrieb dennoch Mitte 1928 stark reduziert werden.¹⁸⁵

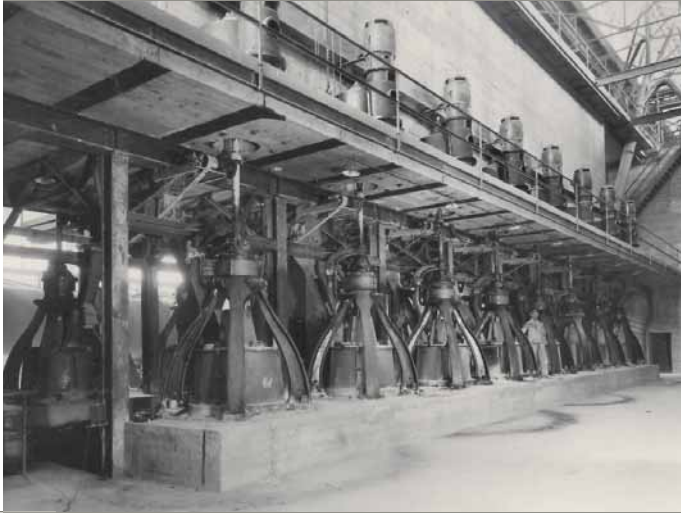
Im Juli 1928 wurde der Ringofenbetrieb komplett eingestellt. Dies geschah aber nicht nur aufgrund des schlechten Absatzes. Im Jahresbericht 1929 ist selbstkritisch vermerkt: „Der Ringofen dürfte in der Cementindustrie Deutschlands mittlerweile historisch geworden sein. Das umständliche Einsetzen und Ausräumen der Kammern von Hand, wie auch die Befuerung der einzelnen Kammern, ist nach heutigem Arbeitsrhythmus kaum noch denkbar.“¹⁸⁶

Die Brennleistung eines Ringofens betrug durchschnittlich 50-55 t Klinker, wovon etwa 10% „Ungares“ abzurechnen war, so dass die

tägliche Klinkererzeugung der drei Ringöfen etwa 150 t ausmachte. Bei 300 Arbeitstagen (sonntags wurde nicht gearbeitet) betrug die Jahresleistung aller Öfen gerade einmal 45.000 t Klinker pro Jahr.¹⁸⁷

Im Jahr 1929 brach der Absatz von 66.000 t (1928) auf 59.000 t ein, was einer Ausnutzung des Werks von 39 % entsprach. Im März 1929 begann der Drehofenbetrieb und die Ertüchtigung der Schachtöfen wurde aufgrund der Absatzsituation abgebrochen. Der Energieaufwand des Drehofens lag ohne Abhitzeverwertung über 43% höher als beim Schachtofen. Mit Abhitzeverwertung lag er 4 % günstiger. Die Umstellung auf den Drehofenbetrieb brachte aber auch manche Schwierigkeit in der Zementmühle mit sich. Die harten Drehofenklinker ließen die Leistung der alten Zementmühle stark absinken. Selbst bei reduzierter Ofenleistung gelang es nicht, die produzierte Klinkermenge zu mahlen. Solange Schachtofen und Drehofenklinker zusammen vermahlen werden konnten, war auch das Ergebnis der Zementmühle erheblich besser. Die schlechte Absatzlage ließ aber keinen gemeinsamen Betrieb zu. Um die neue Ofenkapazität auslasten zu können, hätte eine neue Zementmühle gebaut werden müssen. Dadurch hätten die Anlagen zu 60 bis 65 % ausgelastet werden können. Die Weltwirtschaftskrise verhinderte diese Investition aber auf absehbare Zeit.¹⁸⁸

So versuchte man, die Leistung der Zementmühle seit Oktober 1928 mit einem 680 PS Motor zu erhöhen. Ansonsten mahlte man munter so weiter, wie man es seit 1900 gewohnt war, was aber kaum etwas brachte. Denn die Beschickung der Kugelmühlen erfolgte immer noch in Handarbeit durch vier Einschauler pro Schicht. Trotz verschiedener Verbesserungen arbeiteten im September 1929 immer noch 20 Mann in der Zementmühle.¹⁸⁹



56

UMGEBaute GRIFFINMÜHLEN aus dem stillgelegten Werk Offenbach mit elektrischen Einzelantrieben, 1929



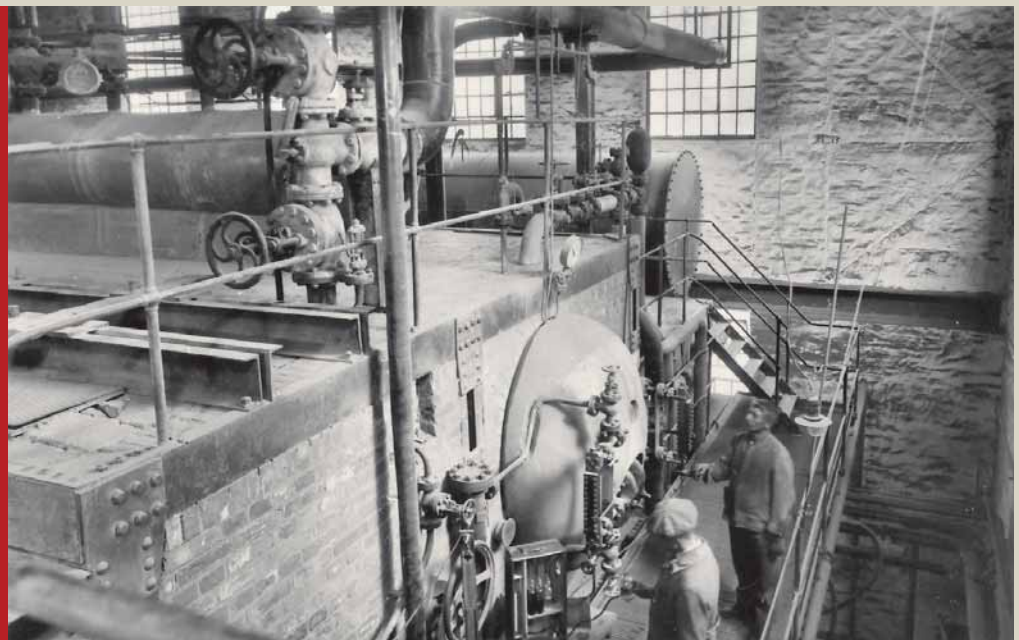
ERRICHTUNG DES NEUEN OFENGEBÄUDES, 1928.

Die Zementmühle bestand aus acht Löhnert-Kugelmühen mit Separatoren und vier nachgeschalteten Rohrgängen. Über die Separatoren wurde besonders feiner Zement mit 5 % Rückstand auf dem 4900 Maschensieb aus dem Materialstrom gezogen. Dieser wurde unter dem Namen „Solidifit“ für den Betonstraßenbau verwendet und gilt als Vorläufer des heutigen Hochwertzements. Bis 1928 wurde „Prima Zement“ als Kampfprodukt verkauft. Ab 1929 ging man zu den heute noch geläufigen Zementsorten über. Der Engpass in der Klinkermahlung wurde erst 1930 durch eine neue Drei-Kammer-Rohrmühle von Polysius mit 2 m Durchmesser und 12 m Länge mit selbsttätigen Drosselklappen gelöst.¹⁹⁰

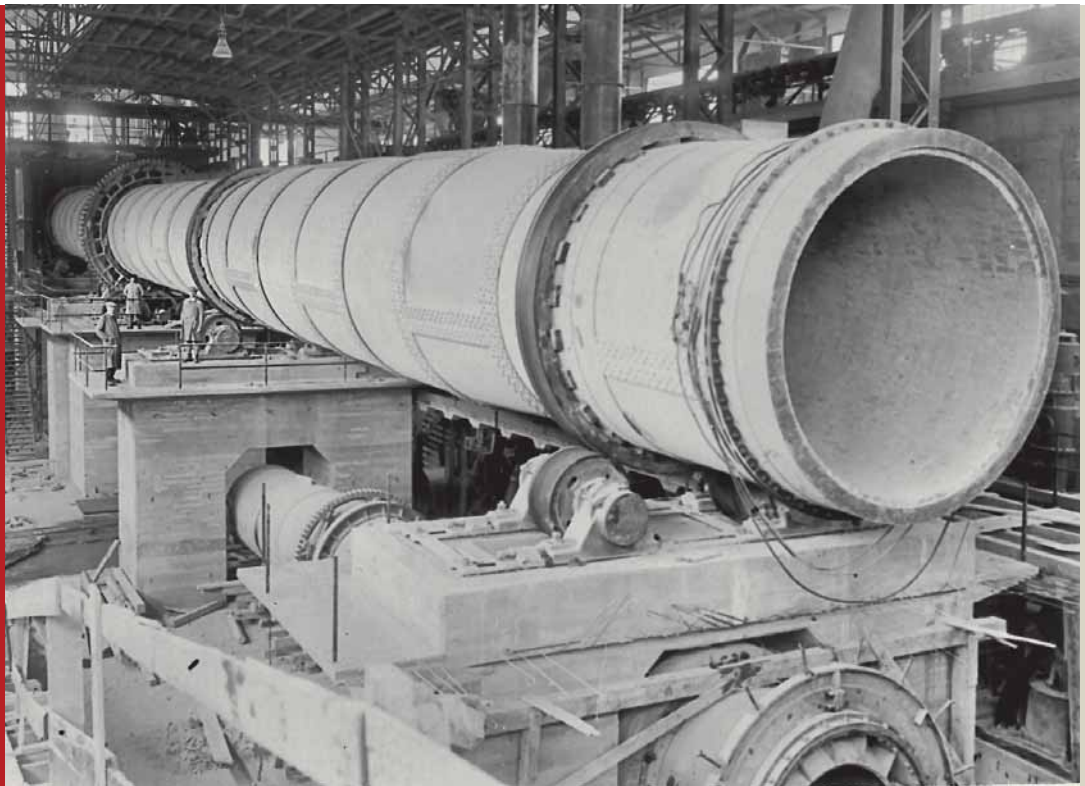
Die Qualität des Zements aus den neuen Drehöfen war denen aus den Ring- und Schachtofen deutlich überlegen. Die Festigkeitssteigerungen betragen über 20 % und wären noch deutlicher ausgefallen, wenn der Zement in der Mahlfeinheit des Ringofenzements gemahlen worden wäre.¹⁹¹

Der Betrieb hatte aber noch andere organisatorische Schwierigkeiten. Durch geringe Kohlelagerungsmöglichkeiten musste auf die kostengünstige Beschaffung ganzer Schiffsloadungen verzichtet werden. Zudem fehlte es an geeigneten Entladungsmöglichkeiten, so dass die Kohle von Hand ausgeladen und auf dem Lagerplatz verebnet werden musste.¹⁹²

STEILROHRABHITZKESSEL der Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe mit einer Heizfläche von 1000 m². Die Anlage arbeitete mit 25 Bar und einer Überhitzungstemperatur von 420 °C, 1928.



MONTAGE DES
DREHOFENS,
Ende 1928.



57

Mit der Inbetriebnahme des Drehofens und der Schachtöfen musste auch der Steinbruchbetrieb intensiviert werden. Im Steinbruch Vohenbronnen wurde das Material bis 1929 auf fünf Etagen von Hand abgebaut und danach mit der Schaufel in Loren geladen. Durch drei Bremsberge wurden die Loren auf die Bruchsohle geschafft. Von hier wurden sie durch eine elektrische Schmalspurbahn zur vier Kilometer entfernten Fabrik gefördert. Diese konnte aber höchstens zwölf Loren ziehen. Auf der Fahrt zur Fabrik mussten die Loks an der Ausweichstelle aufeinander warten, was die Transportkapazität limitierte. Durch Anschaffung einer größeren Loko-

motive, Erneuerung der Gleise und Nivellierung der Strecke sowie durch Neuorganisation des Abbaus konnten die Energiekosten auf 35 % des bisherigen Werts gesenkt werden. Die neue Lokomotive, die ab 1929 im Einsatz war, konnte mehr als 30 Rollwagen ziehen.¹⁹³

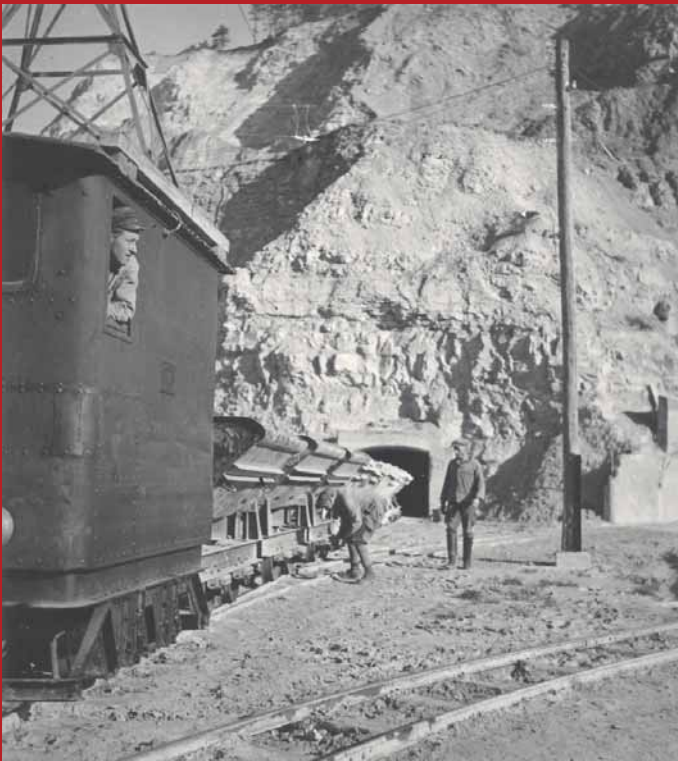
Die wichtigste Aufgabe war, die Handverladung zu optimieren. Dazu wurde das Rollochverfahren eingeführt, das im Heidelberger Konzern schon seit zwei Jahrzehnten eingesetzt wurde. Dabei wurde rings um einen senkrechten Schacht mit Kleinsprengungen und Spitzhacke abgebaut. Das Material wurde in den Schacht abgerollt und am unteren Ende mittels



STEINBRUCH VOHENBRONNEN
mit Gleisanlage und angeleg-
ten Transportstollen, 1929.



Im Vordergrund ein ROLLLOCH, im Hintergrund ist noch die alte Steinbruchlokomotive zu sehen, ca. 1930.



NEUE STEINBRUCHLOKOMOTIVE bei der Ausfahrt aus dem Transportstollen, 1929.

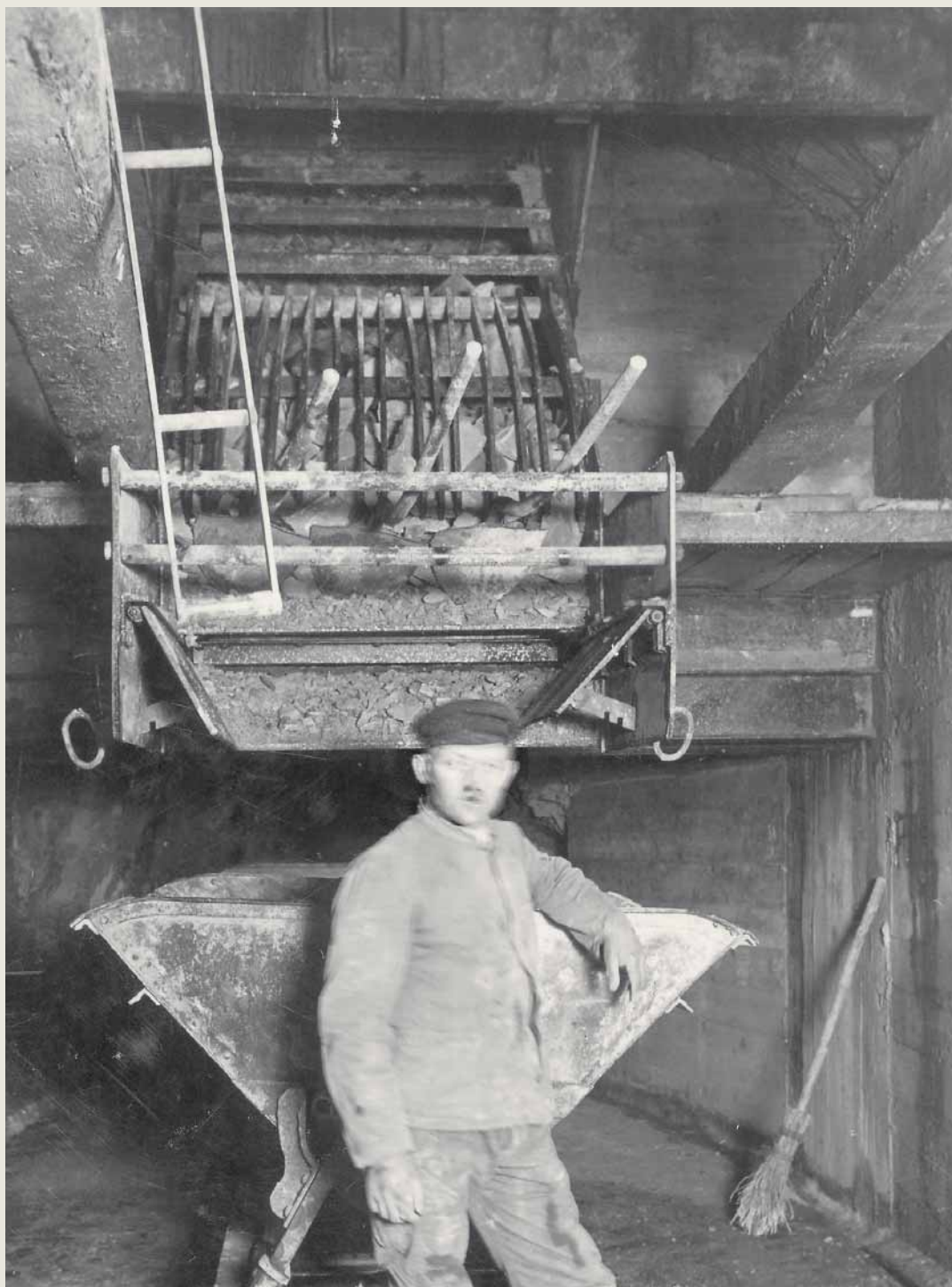
einer Abfüllschnauze direkt in Loren verladen. Diese wurden im Transportstollen zu Zügen zusammengestellt und von Hand nach draußen geschoben. Nach der Errichtung einer Pressluftanlage konnte man Ende 1929 zwei Rolllöcher in Betrieb nehmen.¹⁹⁴

Insgesamt aber brachte die neue Abbau-methode gewaltige Produktionsfortschritte. So finden wir im Jahresbericht 1929 folgende Bemerkung des Betriebsleiters:

„Anfänglich wollte der Rollochbetrieb nicht recht gehen, weil eben die Leute nur Handabbau in Etagen kannten und jede Neuerung auf innerlichen Widerstand bei den Arbeitern stößt, der erst überwunden werden muss. Heute leisten wir im Rollochbetrieb mit 20 Mann mehr als früher 45-50 Mann förderten.“¹⁹⁵

Ein Nachteil des Rollochbetriebs zeigte sich bei anhaltendem Regenwetter durch Verstopfungen der Rolllöcher und Schwierigkeiten, das nasse, klebrige Rohmaterial mit den Zet-Brechern zu verarbeiten. Zu Beginn des Rollochbetriebs arbeitete man mit hölzernen Abfüllschnauzen, die aber bald durch Stahlkonstruktionen ersetzt werden mussten. Zum günstigen Preis von 15 Pfg. pro Quadratmeter konnten noch 13.456 qm Steinbruchfläche zugekauft werden, so dass zum damaligen Zeitpunkt die Kalksteinreserven auf 100 Jahre geschätzt wurden.¹⁹⁶

Die Umstellung des Betriebs verlief ohne Störungen des Produktionsbetriebs, obwohl der alte und neue Betrieb häufig ineinander griffen. Schwierigkeiten bereiteten dagegen die an Handarbeit gewöhnten Arbeiter. Dieser Umstand zeigte sich auch deutlich in der Unfallstatistik.



ROLLOCHBETRIEB. Arbeiter an der Abfüllschnauze, 1929.

Während der Bauperiode 1926 bis 1927 war ein starkes Ansteigen der Unfälle zu verzeichnen, was damit zusammenhing, dass die Arbeiter mit den Maschinen noch nicht vertraut waren.¹⁹⁷ Im Jahresbericht 1929 lesen wir zu diesem Aspekt:

„Ferner mussten wir aus der vorhandenen Arbeiterschaft, die einem modernen Betrieb völlig fremd gegenüberstand, einen geeigneten Stamm Leute anlernen, was bei der Schwerfälligkeit unserer Arbeiter viel Mühe, Arbeit und Geduld gekostet hat.“¹⁹⁸

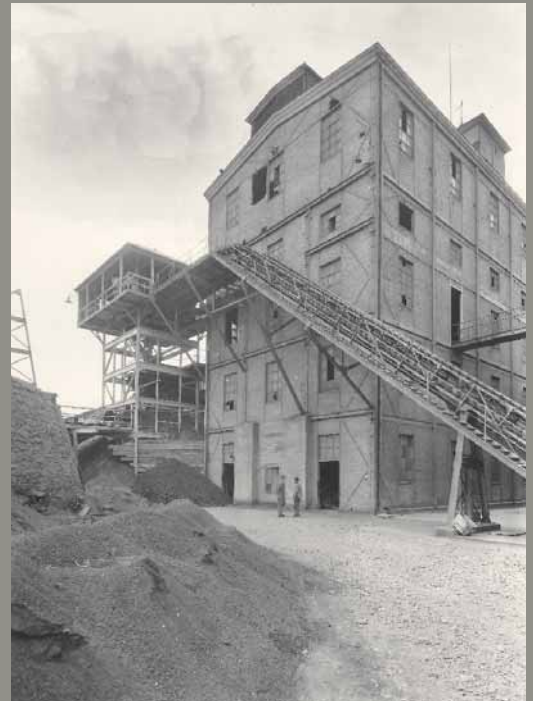
Dieses Zitat darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass reine Handarbeit noch in etlichen Betriebsabteilungen vorherrschte. So in der gesamten Packerei, vom Abwiegen über das Abfüllen mittels Schaufeln bis hin zur Verladung. Der Umbau der Werksanlagen brachte dennoch eine starke Verminderung der Belegschaftsstärke mit sich. Diese sank von 277 im Jahr 1927 auf 194 im Jahr 1929 und 150 im Jahr 1930. Trotz stark gestiegener Stundenlöhne sanken rationalisierungsbedingt die Gesamtlohnkosten von 1925 bis 1929 um 9 %.¹⁹⁹

Weltwirtschaftskrise und Werksstilllegung

60

Von 1924 bis 1929, also in der Zeit von der Einführung der neuen Währung bis zur einsetzenden Weltwirtschaftskrise, wurden in der deutschen Zementindustrie große Summen in die Rationalisierung investiert. Der Übergang zu leistungsfähigeren Großmaschinen war eine Entwicklung, die als Antwort auf die stark gestiegenen Löhne zu sehen ist. Die Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart investierten im genannten Zeitraum in allen Konzernwerken 17 Mio. Mark.²⁰⁰

Der kontinuierliche Absatzrückgang im Laufe des Jahres 1929 führte dazu, dass trotz Stilllegung der Ring- und Schachtöfen auch der neue Drehofen nur ein halbes Jahr voll in Betrieb gehalten werden konnte.²⁰¹ Von den vier Gruber'schen Schachtöfen waren zwei außer Betrieb, die anderen zwei wurden demontiert und nach Münsingen geschickt.²⁰²



KLINKERLAGER, links sind noch Mauerreste eines Ringofens zu erkennen, 1938.



Der Bau des „SCHLÖSSLE“ an der Ringinger Straße wurde im Sommer 1900 begonnen. Seit 1902 wohnte der Werkdirektor dort. Im Mai 1998 schenkte das Zementwerk das Haus der Stadt Schelklingen, 2005.

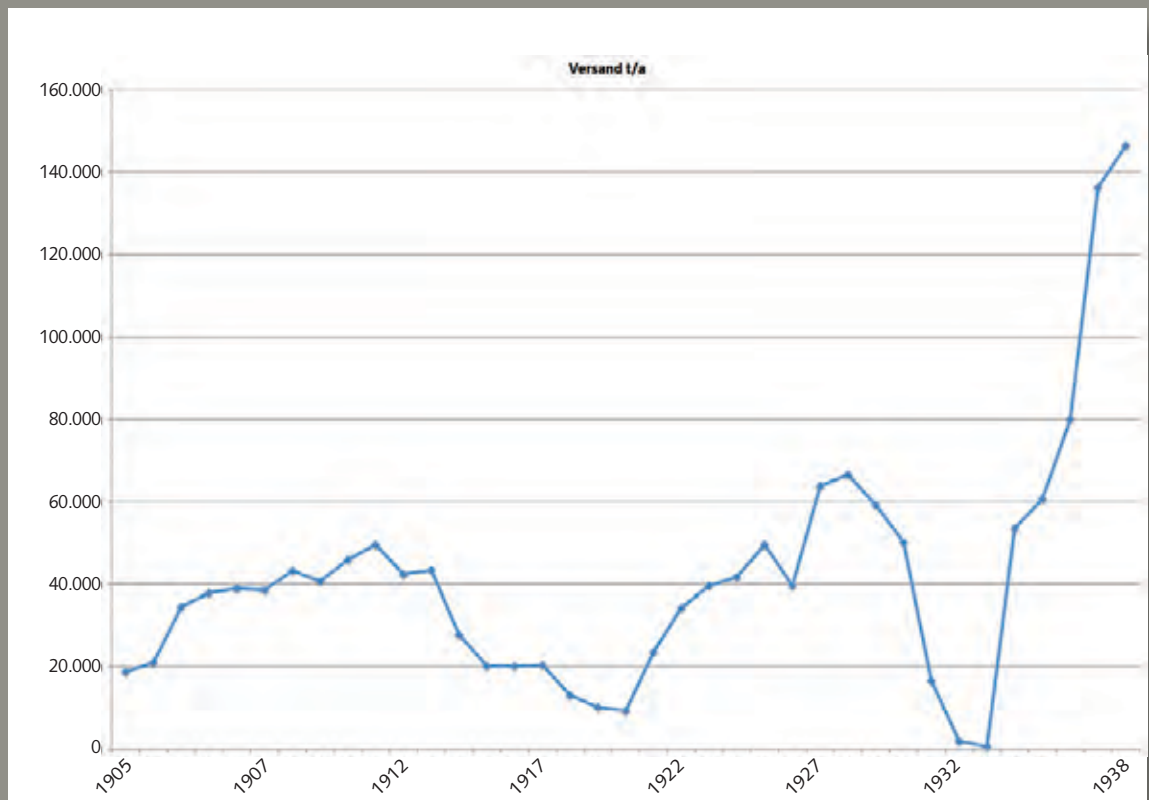
TURBINENHAUS UND SCHMIEDE, dahinter Reparaturwerkstätte, im Hintergrund das Klinkerlager mit Elevatorturm, rechts das Zementkastensilo und Packerei, 1938.



61

Die nahezu ruhende Bautätigkeit hatte in den Betrieben der Bauindustrie fast die Hälfte der Arbeiter arbeitslos gemacht. Auf einem Treffen der Vertreter der Werksvereine am 30. Juni 1930 in Sulzbach in der Oberpfalz wurden Forderungen nach staatlichen Beschäftigungsprogrammen zur Belebung der Bauwirtschaft laut. Insbesondere sollten Bitumenimporte gestoppt und der Betonstraßenbau vorange-
trieben werden, um deutschen Arbeitern

Beschäftigungsmöglichkeiten zu bieten.²⁰³ Im Oktober 1930 musste auch das Schelklinger Werk auf unbestimmte Zeit stillgelegt und die Arbeiter entlassen werden. Zur Inbetriebnahme der neuen Zementmühle, die die Auslastung der Werksanlagen auf 60-65 % verbessert hätte, kam es nicht mehr. Die Stilllegung sollte schließlich 3 ½ Jahre dauern.²⁰⁴



Wiederinbetriebnahme und Gleichschaltung

62

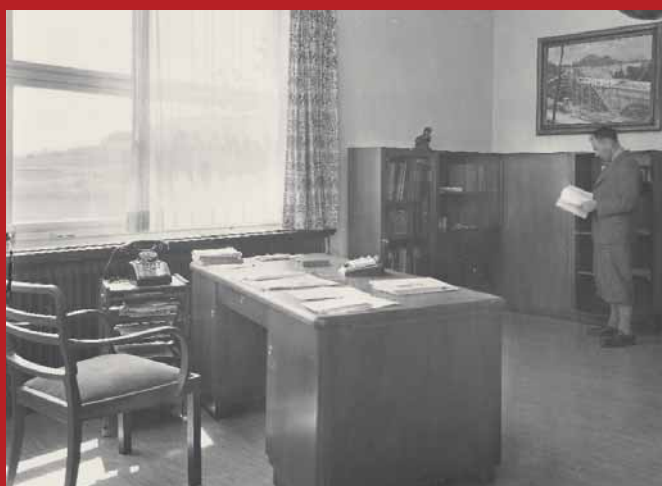


FAHNENAPPELL vor der
Lehrwerkstatt, 1936.

Erst im Zuge der nationalsozialistischen „Macht-ergreifung“ gewann die Bauwirtschaft durch große staatliche Straßen-, Flugplatz- und Rüstungsbaumaßnahmen wieder an Fahrt. Die Wiederinbetriebnahme des Schelklinger Werks erfolgte als gleichgeschalteter Betrieb unter dem neuen Werksleiter und SA-Funktionär Dr. Koch. Die politische Durchdringung des Betriebs wird in dessen Schlussbetrachtung zum Jahresbericht 1934 sehr deutlich:

„... wir [haben] uns pflichtbewusst bemüht, nicht nur die Rentabilität des Werkes sicher zu stellen, sondern vor allem, um durch unser Schaffen Dienst an der Gemeinschaft zu leisten. Denn „Arbeit schafft Kapital“ und durch die von uns geübte Betriebsgemeinschaft, die den Betriebsführer mit dem letzten Arbeiter verbindet, arbeiten wir an der angestrebten Volkswirtschaft und Volksgemeinschaft. Eine solche Gemeinschaft lässt sich aber nur gründen auf die Einheit der Herzen des arbeitenden deutschen Volkes, die verankert ist in der NSDAP.

An dieser sei erwähnt, dass der Unterzeichnende [Dr. Koch] als Sozialreferent in der hiesigen SA Dienst tut und Herr Betriebsing. Lemm Ortgr. [Ortsgruppen] Leiter der NSDAP ist. Über 30 % der Belegschaft sind SA-Männer oder politische Leiter und 100%ig ist unser Werk in der Deutschen Arbeitsfront.“²⁰⁵



DR. KOCH in
seinem Büro,
ca. 1935.

VERTRAUENSRATS-
ZIMMER, Tischbanner
mit Hakenkreuz, im
Hintergrund die
„Verbrüderung der SA
mit dem deutschen
Arbeiter“, ca. 1935.



Die Wiederinbetriebnahme gestaltete sich in technischer Hinsicht schwierig. Als im Januar 1934 die ersten Arbeiter wieder eingestellt wurden, musste das Werk zuerst wieder in einen betriebsfähigen Zustand versetzt werden. Alle Aggregate standen noch so, wie sie am letzten Arbeitstag abgestellt worden waren. Lediglich die Turbine war ordnungsgemäß konserviert worden. Zuerst konzentrierten sich die Arbeiten auf die Inbetriebnahme der neuen Polysius Dreikammer-Zementmühle. Am 3. März 1934 konnte die Steinbruchförderung aufgenommen und am 14. März der Drehofen angezündet werden.²⁰⁶

Besonders die Motoren hatten während des Stillstandes gelitten. In den zum Teil offenen Hallen waren sie feucht geworden. Nach kurzer Betriebszeit schlugen die Wicklungen durch und zerstörten sie. Einen längeren Betriebsausfall verursachte ein Ofenversuch, der dem Werk durch die Nationalsozialisten auferlegt wurde. Die Veitscher Magnesit-Werke in Österreich versuchten, ein dem bekannten Radex-Stein der Radentheimer Magnesitwerke ähnliches Produkt herauszubringen. Die Steine wurden schließlich in die Sinterzone des Drehofens eingebaut, waren aber nach 34 Tagen völlig zerstört. Eine Ersatzlieferung von Veitsch hielt



Der neu eingerichtete SANITÄTSRAUM gehörte ebenfalls zur nationalsozialistischen Sozialfürsorge, ca. 1935.

64



WERKSANSICHT VON OSTEN, rechts im Vordergrund das im Sommer 1900 erbaute Kantinegebäude, 1935.

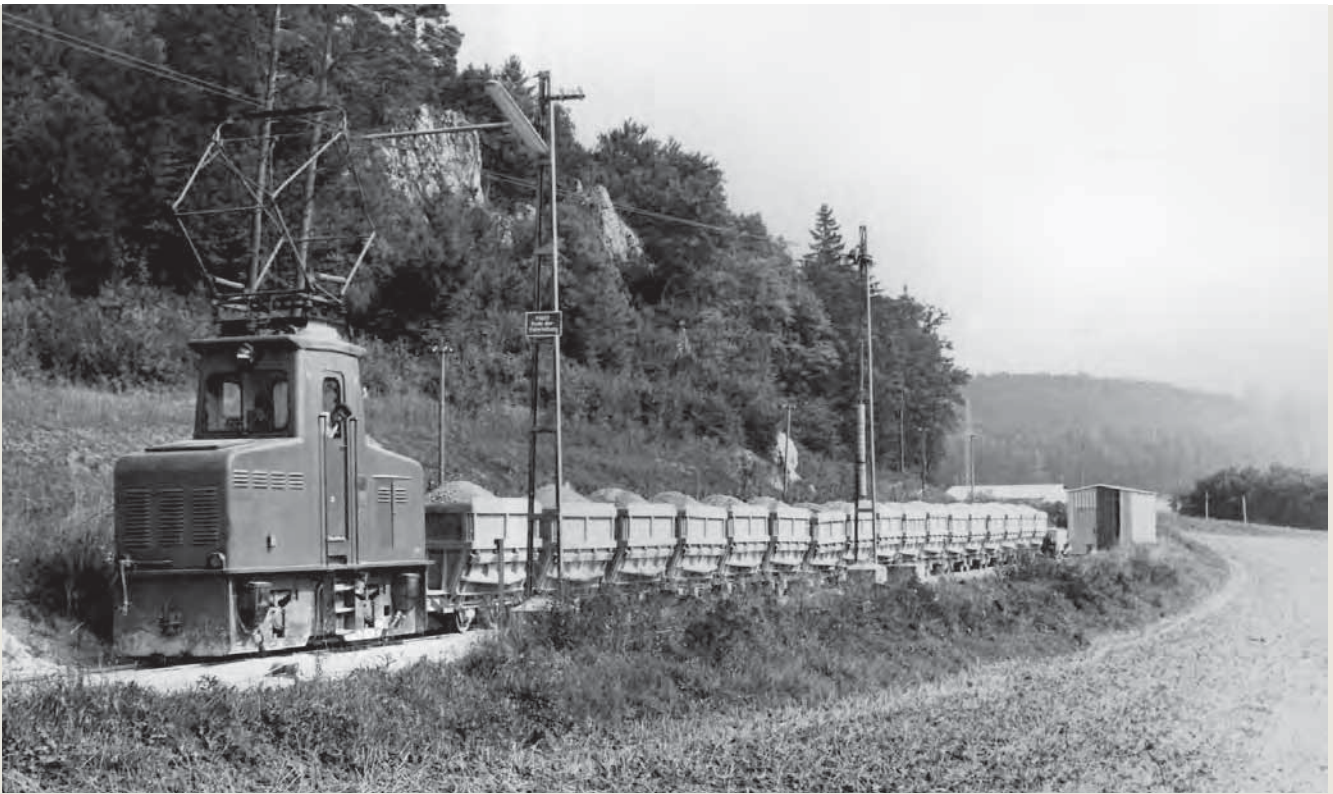


LÖFFELBAGGER beim Beladen von Kipploren, 1937.

nur 19 Tage, brachte aber schwerwiegende Folgen mit sich. Seltsamerweise hatten sich die Steine am Beginn der Sinterzone langsam völlig in Staub aufgelöst, was zunächst nicht bemerkt wurde. Mit dem völligen Fehlen der Steine wurde der innere Ofenmantel angegriffen, was erst nach dem Herausfallen einiger Niete bemerkt wurde. Diese Vorfälle brachten insgesamt 28 Tage Betriebsstillstand mit sich.²⁰⁷

Probleme bereitete auch die Rohmühle. Die aus den abgebrochenen Zementwerken Offenbach und Budenheim stammenden 16 Griffmühlen kamen seinerzeit in unbezeichneten Einzelteilen ins Werk und wurden unter hohen Kosten mit elektrischen Einzelantrieben bestückt. Der provisorische Zusammenbau hatte zur Folge, dass der Betrieb von nicht endenden Reparaturen begleitet war. Die kleinen Mühleinheiten hatten aber bei einem Werk mit Abhitzeverwertung dennoch den Vorteil, dass sie durch zu- oder abschalten einzelner Mühlen die wechselnde Dampferzeugung des Kessels voll ausnutzen konnten. Da das Rohmaterial bereits innig gemischt vorlag, war nur eine verhältnismäßig grobe Mahlung durch die Griffmühlen nötig, so dass diese eine sehr günstige Mahlleistung in Bezug auf den Kraftverbrauch hatten. Auf dem 4900 Maschensieb wurde der optimale Punkt bei 28-30 % Rückstand gefunden.²⁰⁸

Die Verwahrlosung des Betriebs zeigte sich besonders stark im Steinbruch. In den Rolllochstollen wurde die Auszimmerung nicht instandgehalten und verfaulte. Im ersten Stollen gelang es, die Zimmerung auszuwechseln. Dagegen



STEINBRUCHLOK mit neuen Muldenkippern, ca. 1937.

ging im zweiten Stollen beim ersten Versuch, die Hölzer auszuwechseln, die gesamte ausgezimmerte Strecke von ca. 30 m zu Bruch. Die Verwerfungsstelle, die den Bruch veranlasste, lag 20 m hinter dem Stolleneingang. Da an ein Ausräumen wegen der zu großen Einsturzgefahr nicht zu denken war, musste die ganze Bruchwand um ca. 35 m zurückverlegt werden. Die Arbeit zog sich das ganze Jahr 1934 hin, da zur Herstellung der Rohmaterialmischung auch an anderen Stellen abgebaut werden musste. So stand zu dieser Zeit nur ein Rolloch zur Verfügung und ein beträchtlicher Teil der Förderung musste von Hand aufgeladen werden. Der Wagenpark bestand aus einer Lok von 1890, zwei Maschinen von 1902 und einer neuen Lok mit dem Baujahr 1929. Die gesamten Transportwagen waren in einem schlechten Zustand.²⁰⁹ In den Jahren 1935 bis 1937 wurden sie durch moderne Muldenkipper ausgetauscht. Außerdem wurde ein Löffelbagger angeschafft. Ferner erhielt die Vorzerkleinerung einen zweiten Brecher und die Rohstofftrocknerei eine dritte Trockentrommel.²¹⁰

Der seinerzeitige Betrieb mit nur einem Drehofen war zu starr und großen Zufälligkeiten unterworfen. Bei geringem Absatz musste auf periodischen Betrieb übergegangen werden. Andererseits bestand bei nur einem Ofen das Risiko großer Produktionsausfälle bei Reparaturarbeiten. Durch die Abhitzeverwertung und eigene Stromproduktion war ein reiner Schacht-

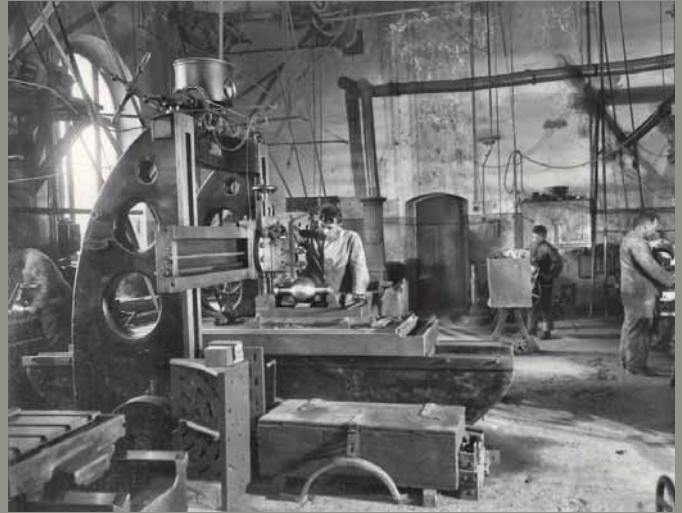
Arbeiter an der **DREI-STUTZEN-PACKMASCHINE**, 1937.





66

ARBEITER IN DER HANDPACKEREI. Mittels Sackkarren wurden die 50 kg-Säcke in Eisenbahnwaggons verladen, ca. 1930.



SCHLOSSEREI, 1937.

ofenbetrieb bei Stillstand des Drehofens nur unter Bezug von Fremdstrom zu ungünstigen Konditionen durchführbar. Daher wandte sich „Werksführer“ Dr. Koch in einem Brief vom 7. November 1935 an den Vorstand mit verschiedenen Vorschlägen zum Ausbau des Werks.²¹¹

Schließlich wurde 1936 ein zweiter Drehofen mit Abhitzekesteln sowie eine zweite Zementmühle eingebaut und Zementsilos mit 12.000 t Fassungsvermögen erstellt. Die Kraftzentrale erhielt eine zweite große Dampfturbine, welche den Abhitzedampf der beiden Drehöfen nutzte und den gesamten Strombedarf des Werkes erzeugte.²¹²

Ende des Jahres 1937 sollte auch eine völlig neue Packerei mit modernen Bates-Packmaschinen und Bandförderanlagen errichtet werden. Bis dahin erfolgte die Zementlagerung in fünf Magazinen mit insgesamt 1.700 qm und einer Kapazität von 15.000 t. Noch immer wurden in reiner Handarbeit nach Arbeitsmethoden des 19 Jh. die Säcke gefüllt und per Sackkarren in die Eisenbahnwaggons verladen:

„Immer noch stand ein Mann mit einem Papiersack über einer Dezimalwaage. Ein anderer musste mit drei Schaufeln den Sack füllen, während ein dritter die Anzahl der gefüllten Säcke registrierte. ... Man rechnete auf einen Mann 300 Sack täglich. Die Packerei bestand aus 30 Mann bei einer Gesamtbelegschaft von 280.“²¹³

Deshalb stellte man Anfang des Jahres versuchsweise die erste Dreistutzen-Packmaschine außerhalb der eigentlichen Packerei auf, um die Arbeiter daran zu gewöhnen, „... aber niemand wollte von dieser neomodischen Packmaschine etwas wissen. Ständig ging sie kaputt und machte Schwierigkeiten.“²¹⁴

Schließlich setzte sich die neue halbautomatische Packerei aber durch und die Handpackerei gehörte endgültig der Vergangenheit an. Die zahlreichen Umbaumaßnahmen, die sich mittlerweile über ein Jahrzehnt hinzogen, hatten schließlich das Werk in einen konkurrenzfähigen Zustand versetzt. Schwierigkeiten bereiteten lediglich die Arbeitskräfte. Trotz großen Bedarfs an Zement für immer größere Rüstungs-



Neu eingerichtetes **BETRIEBSLABOR**, 1937.



OFENHALLE mit zweitem, neuen Abhitzeofen, 1937.



bauwerke schrumpfte die Belegschaft des Zementwerks durch permanente Einberufungen. Im Jahr 1942 war wiederum ein Tiefpunkt in der Zementproduktion erreicht, dieses Mal allerdings durch Mangel an Arbeitskräften. Um andere Werke des Heidelberger Konzerns auslasten zu können, musste das Werk erneut bis 1946 stillgelegt werden.

Nach dem großen Angriff vom 28. April 1944 auf Friedrichshafen und der Beschädigung der dortigen Maybach Motorenwerke wurde deren Produktion im August 1944 teilweise nach Schelklingen, Ehingen und Blaubeuren verlagert. In der Lehrwerkstatt im Zementwerk Schelklingen arbeiteten 30 bis 40, in der Schmiede im Zementwerk Blaubeuren 15 Personen, vor allem Belgier, Niederländer und russische Kriegsgefangene.²¹⁵

LEHRLINGE (Auszubildende) in der Mittagspause, ca. 1935.

Wiederaufbau und Wirtschaftswunder

68

Die Zementwerke der Portland-Zementwerke Heidelberg, wie sie seit 1938 firmierten, waren von Kriegszerstörungen weitgehend verschont geblieben. Das seit 1942 stillgelegte Werk Schelklingen musste bis zur Währungsreform den Betrieb drosseln, da es nicht gelang, die Franzosen in der Bizone²¹⁶ zu Kohlelieferungen gegen Zement zu bewegen. Erst die Währungsreform 1948 brachte entscheidende Änderungen. Die Klinkerproduktion erreichte erstmals wieder die 100.000 t Grenze, im Jahr 1951 wurde schon die 200.000 t Grenze überschritten. Sogar die beiden bereits demontierten Schachtöfen mussten wegen der hohen Nachfrage zu Hochleistungsschachtöfen umgebaut und wieder in Betrieb genommen werden.²¹⁷

Seit 1938 hatten die Portland-Zementwerke Heidelberg das Spohn'sche Werk in Blaubeuren, an dem sie die Aktienmehrheit hatten, komplett gepachtet. Zur Koordinierung des Zementabsatzes der dicht beieinander liegenden Werke Blaubeuren und Schelklingen schufen sie 1956

eine Verkaufsunion. Die Nachfrage aus dem rasanten Wiederaufbau ließ zunächst keine großen Umbauten an den Produktionsanlagen zu, so dass nach und nach nur einzelne Aggregate erneuert wurden. Die Griffin-Mühlen in der Rohmühle wurden durch eine Mahltrocknungsanlage mit einer Siebter-Umlaufmühle verstärkt. Weitere nachgeschaltete Aggregate, wie eine neue Zementmühle III und eine Vierstutzen-Packmaschine kamen in den Folgejahren hinzu.²¹⁸

Alle älteren Abhitzeöfen produzierten zusammen mit den Schachtöfen 820 t Klinker pro Tag.²¹⁹ Sowohl die zu geringe Leistung als auch die sich häufenden Reparaturen gaben den Anlass, im Jahr 1963 eine neue Lepolofenanlage (LO 3) mit einer Tagesleistung von 1.200 t zu errichten. Die Entstaubung des neuen Lepolofens war sehr effektiv, die mitlaufenden Abhitzeöfen sorgten aber weiterhin für einen starken Staubausstoß. Deren Staubauswurf lag trotz Elektrofilter bei 0,5 % der Klinkerproduktion, bei den

WERKSANSICHT
von Nordwesten,
ca. 1955.





NEUE PACKEREI,
Zement wird zunehmend
mit LKWs transportiert,
1958.



BOHRMASCHINE
beim Erstellen von
Bohrlöcher für eine
Großbohrloch-
sprengung, 1956.

Arbeiter auf der
GICHTBÜHNE DES
SCHACHTOFENS
beim Abstoßen von
Anbackungen,
1952.



Bau des LEPOLOFENS,
1963.



Schachtöfen lag der Wert noch wesentlich höher.²²⁰

Der Absatz stieg auf fast 300.000 t und die Belegschaft zählte inzwischen wieder 330 Arbeiter. Bis 1965 waren die Drehöfen so weit ertüchtigt, dass diese jährlich 600.000 t produzieren konnten. Die Schachtöfen wurden daraufhin endgültig stillgelegt.²²¹

Durch die laufende Steigerung der Produktionskapazität konnte der Rolllochbetrieb im Steinbruch bald nicht mehr die erforderliche Menge an Rohmaterial liefern. Neue leistungsfähige Bagger ermöglichten den Umstieg auf Großbohrlochsprengungen.²²²

Der Einsatz von Löffelbaggern und die Ertüchtigung der Vorbrecherei wurden erforderlich. Bis zu diesem Zeitpunkt wurde die Zerkleinerung des Materials in zwei Polysius-Z-Brechern bewerkstelligt. Beide Brecher mit einer Kapazität von 150 t/h waren den neuen Anforderungen der Fünf-Tage-Woche nicht gewachsen. Mit dem Bau der neuen Vorbrecherei mit einem Hirschmann-Einwellenbrecher konnte im September 1957 begonnen werden. Für diese Anlage musste eigens eine 15.000-Volt-Hochspannungsleitung vom Werk zum Steinbruch verlegt werden, am 31. August 1958 erfolgte die Inbetriebnahme. Mit der neuen 300 t/h-Mammut-Brecheranlage musste der gleisgebundene Transport zum Brecher auf gleislosen Fahrbetrieb durch Muldenkipper umgestellt werden. Das von den Steinbruchfahrzeugen in den Einwurfrichter gekippte Gestein wurde über ein automatisches Plattenband dem Brecher zugeführt. Von dort gelangte es in ein 1.200 t fassendes Schotterübergabesilo. Im Werk war seit 1961 ein neues großes Schotterlager in Betrieb, um Schwankungen im Rohmaterial besser ausgleichen zu können.²²³

Produktion im Trockenverfahren

70

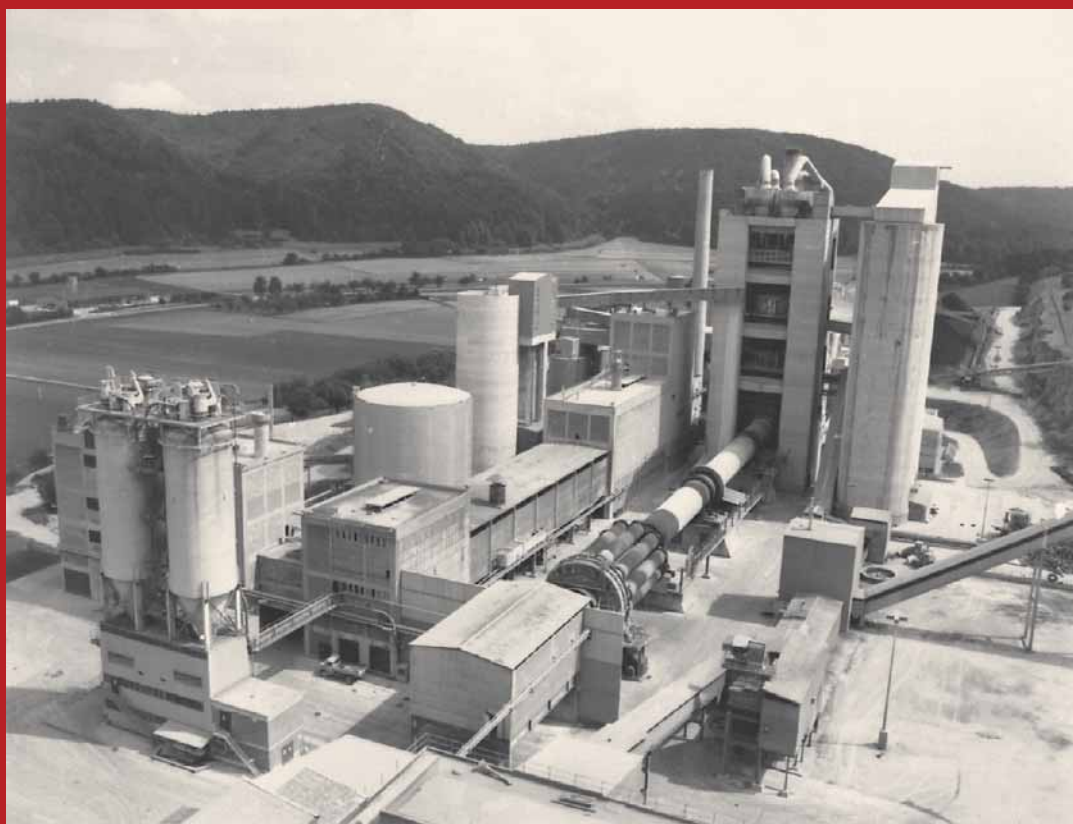
Aufgrund der guten, nunmehr seit über 20 Jahren anhaltenden Baukonjunktur, wurde im Herbst 1970 beschlossen, die Werksanlage für eine Klinker-Nennleistung von 3.000 t pro Tag auszubauen. Als Ofensystem wurde eine Schwebegas-Wärmetauscheranlage von 5,2 m Durchmesser und 85 m Länge mit einem Planetenkühler gewählt. Mitte Juli 1971 begannen die Bauarbeiten mit der Gründung des Wärmetauscherturms. Bereits 13,5 Monate später waren alle Anlagegruppen betriebsbereit, so dass am 31. August 1972 die Inbetriebnahme der Ofenanlage erfolgen konnte. Der Schwebegas-Wärmetauscherofen mit Planetenkühler war eine neue Ausführung. Mit einer Leistung von 3000 t/d im Trockenverfahren

war die Verwendung von Planetenkühlern nicht unproblematisch und mit zahlreichen Mängeln behaftet.²²⁴

Mit der Inbetriebnahme der neuen Werksanlage, dem Weiterbetrieb der Lepolofenanlage und der Stilllegung der beiden kleinen Abhitzeöfen (Drehöfen) stieg das Schelklinger Werk zu den großen Werken mit einer Jahreskapazität von über einer Mio. Tonnen auf.²²⁵

Für das neue Werk mussten täglich 10.000 t Rohmaterial gefördert werden. Die begrenzte Leistung der elektrischen Schmalspurbahn und deren Reparaturanfälligkeit waren ausschlaggebend für den Bau einer neuen geradlinigen 2,2 km langen Bandförder-

Neu errichtetes Werk mit WÄRME-TAUSCHEROFEN, ca. 1972.



WERKSANSICHT VON NORDEN. Rechts der Mitte sind noch die Fabrikgebäude des ehemaligen Werks Hammerstein zu sehen, die seit 1906 als Fremd-arbeiterwohnheime genutzt wurden. Der Abbruch der Wohnhäuser erfolgte 1998 und 2001, ca. 1995.



71

Neuer SCHWEBEGAS-WÄRMETAUSCHEROFEN im Bau, 1971.



anlage mit einer Transportkapazität von 2.000 t pro Stunde. Da zwischen dem Werk und dem Steinbruch der Erzens- und der Engelsberg sowie ein Tal, die sogenannte Lurgenbahn, lagen, musste eine Tunnellösung angestrebt werden. Der Tunnel konnte in fünf Monaten auf einer Länge von 1.305 m mit einem Durchmesser von 3,5 m fertiggestellt werden. Die Talstrecke wurde durch eine 553 m lange Förderbandbrücke überbrückt.²²⁶

Neben der Steigerung der Transportkapazität vom Steinbruch zum Werk musste auch die Vorbereitungs- und Brecherei erheblich vergrößert werden. Da im Steinbruch Vohenbronnen an mehreren Stellen und auf mehreren Sohlen abgebaut wurde, kam ein Fahrbrecher nicht in Betracht. Deshalb wurde ein zweiter Brecher neben dem ersten erstellt.²²⁷

Der getrennte Abbau von Kalkstein mit einem CaCO_3 -Gehalt von mindestens 82 % und Mergel mit einem durchschnittlichen CaCO_3 -Gehalt von 68% machte eine neue Schotterhalle nötig, in der beide Komponenten getrennt gelagert und nach Bedarf gemischt werden konnten. Die Rohmaterial-Dosieranlage erlaubte es darüber hinaus, zwei verschiedene Rohmischungen für den Wärmetauscher- und den Lepolofen bereitzustellen.²²⁸

Zwei Walzenschüssel-Rohmühlen mit einer Nennleistung von je 150 t/h wurden über eine Dosierstation beschickt, in der auch die Zusatzkomponenten zugegeben werden konnten. Zur Trocknung des Rohmaterials wurden die Abgase des Wärmetauschers verwendet. Die Rohmehlsilos wurden als Doppelstocksilos gebaut. Im oberen Teil wurde das Ofenmehl nach dem Quadrantensystem homogenisiert und im unteren Siloteil gelagert.²²⁹

ANSICHT VOM
SCHLOSSBERG, 1998.



Zur Klinkerlagerung wurden zwei Rundsilos mit einem Fassungsvermögen von je 45.000 t errichtet. Bedienung und Überwachung erfolgten von einem neu errichteten zentralen Leitstand aus, dem ein Labor zur Qualitätsüberwachung angegliedert war. Zur Vervollständigung der neuen Produktionsstätte wurden eine neue Zementmühle und Zementsilos mit Verladeanlagen für Silozement errichtet.²³⁰

Wieder einmal war das Werk an die Erfordernisse der Zeit angepasst worden, doch konnte die neue Produktionskapazität nicht genutzt werden. Mit der Ölpreiskrise 1973 folgte wiederum eine einschneidende Konjunkturkrise. Bis 1974 fanden noch Anpassungen der Anlagen statt. Neue Investitionen konzentrierten sich dann auf die Reduzierung des Energie-



SILO-LKW-VERLADUNG, 1995.

LUFTBILD,
ca. 2005.



73

WÄRMETAUSCHEROFEN,
1999.



verbrauchs und den Einsatz von Sekundärenergieträgern. Ab 1980 wurden Altreifen, Bleicheerde und Säureteer als Ersatzbrennstoffe verwendet.²³¹ Zur Vereinfachung und aus Rationalisierungsgründen wurde 1976 die Leitung und Verwaltung des Spohn'schen Werks in Blaubeuren und Schelklingen zusammengefasst. Die Packerei erhielt 1978 eine automatisierte Absack- und Palettieranlage, wodurch körperliche Arbeit immer mehr vermieden wurde. Eine wesentliche Modernisierung war auch der Bau neuer Werkstätten und des Ersatzteillagers, die Ende 1984 fertiggestellt wurden. Um den steigenden Qualitätsansprüchen gerecht zu werden, wurde 1988 ein neues Laborgebäude gebaut. Bis in die 1990er-Jahre wurden über 100 Mio. DM investiert. Mit einer Jahreskapazität von 1.500.000 t gehört das Schelklinger Werk zu den größten und modernsten in Deutschland.²³²

Nicht gekennzeichnete Bilder stammen aus dem HeidelbergCement-Unternehmensarchiv.

Übrige Abbildungen:

S. 5	Stadtbibliothek Stuttgart bzw. Alemannia-Judaica
S. 33	Stadtarchiv Stuttgart 116/3 1898
S. 9, 10	Schwenk-Archiv, Ulm
S. 13	Leube-Archiv, Gartenau
S. 13, 17	Staatsarchiv Ludwigsburg E170 a Bü 2369
S. 14, 22, 23	Staatsarchiv Ludwigsburg PL 411 II Bü 172
S. 18, 19, 20, 24, 25, 43	Walter Kneer, Allmendingen

- 1 Vietzen, Hermann, Hallberger, Georg Eduard von in: Neue Deutsche Biographie 7, 1966, S. 539; Hagen, August: Gestalten aus dem schwäbischen Katholizismus, Band 4, 1963, S. 48; 1849 heiratete Hallberger in Stuttgart Friederike Bauzenberger, Tochter eines Arztes aus Kirchheim/Teck. Aus der Ehe gingen zwei Töchter hervor. Gabriele (1850–1915) war in erster Ehe mit dem Bankier Heinrich Philipp von Eichborn (1844–1926) verheiratet und heiratete nach der Scheidung 1884 Carlo Graf Landberg. Hallbergers jüngere Tochter Helene (1853–1944) heiratete 1876 Rittmeister Carl Friedrich Sigmund Felix Freiherr von Reitzenstein-Zoppaten (1848–1897), Sohn des Generals Karl Bernhard von Reitzenstein. Helene von Reitzenstein ließ von 1910 bis 1913 die nach ihrem Mann benannte Villa Reitzenstein errichten.
- 2 Die erste Zuckerfabrik Stuttgart stand auf dem Gebiet des heutigen Hauptbahnhofs und wurde 1903 nach Münster verlegt. Nach einem Brand wurde das Werk 1971 geschlossen.
- 3 Hirschfeld, Paul: Württembergs Großindustrie und Großhandel, Bd. 3, Berlin 1889, S. 116-120, HC-Archiv HV 293.
- 4 Handelsregistereintragung 25.11.1871: Vorstand Amtsnotar Distel aus Isny und Alwin Moser in Stuttgart. Grundkapital 120.000 Taler, 6.000 Aktien, vgl. Aktenvermerk Curt Anderst, 3.10.1963, HC-Archiv HV 293.
- 5 Gedenkblatt zum fünfundzwanzigsten Jubiläum (1871-1896) des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 1. Dezember 1896, Stuttgart 1896, S. 4, HC-Archiv HV 239 und DS 2389.
- 6 Alexander Pflaum wurde als ältester Sohn des jüdischen Getreidehändlers Elias Pflaum in Pflaumloch geboren. Elias Pflaum gründete 1855 in Stuttgart das Bankhaus Pflaum. Sein Sohn Alexander absolvierte eine Bankausbildung in Frankfurt am Main, Berlin, Brüssel und Darmstadt. Im Jahr 1865 wurde Alexander Pflaum zusammen mit seinem Bruder Moritz Mitgesellschafter im Bankhaus seines Vaters, das 1881 in Württembergische Bankanstalt umfirmiert und mit der Württembergischen Vereinsbank zusammengeschlossen wurde. Alexander Pflaum, ein Förderer der württembergischen Industrie, wurde 1881 vom König geadelt und zum Geheimen Kommerzienrat ernannt. Im Jahr 1907 wurde Pflaum Ehrenbürger der Gemeinde Pflaumloch, wo auch eine Straße nach ihm benannt wurde. Der kinderlose Kommerzienrat Pflaum, der mit Marie Clementine geb. Emden verheiratet war, hinterließ bei seinem Tod im Jahr 1911 einen beträchtlichen Aktienbesitz und eine große Kunstsammlung, die teilweise der Staatsgalerie Stuttgart vermacht wurde. Vgl. Hermann, Anne: Pflaum, Alexander von (württembergischer Personaladel 1881), in: Neue Deutsche Biographie (NDB), Band 20, Berlin 2001. Vgl. Hagen, 1963, S. 48. Sauer, Paul und Hosseinzadeh, Sonja: Israelitische Religionsgemeinschaft Württembergs, Gerlingen 2002, S. 72. Hofmann, Rolf: Alexander von Pflaum. Lebensgeschichte eines bedeutenden Stuttgarter Bankiers im späten 19. Jahrhundert (www.alemannia-judaica.de).
- 7 Gedenkblatt, 1896.
- 8 Protokoll über die 2. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 7.03.1874, HC-Archiv HV 49.
- 9 Protokoll über die 3. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 28.04.1875.
- 10 Im Jahr 1867 erließ Preußen ein erstes Genossenschaftsgesetz. Das allgemeine Wirtschafts- und Erwerbsgenossenschaftsgesetz von 1889, kurz Genossenschaftsgesetz, ermöglichte die Gründung von Genossenschaften mit beschränkter Haftungs-pflicht. Zugleich schuf die Invaliditäts- und Alters-versicherungsgesetzgebung von 1889 weitere Voraussetzungen für den Erfolg der Baugenossen-schaften, weil sie mit der Vergabe von langfristigen und zinsgünstigen Krediten der Versicherungsan-stalten an die gemeinnützige Wohnungswirtschaft einherging. Von da an begannen sich Baugenos-senschaften in ganz Deutschland zu entwickeln. Waren es im Jahr 1889 noch 38, so stieg ihre Zahl auf 385 (1900), 1056 (1910) auf 1402 im Jahr 1914 schnell an.
- 11 Das Gebäude sollte in Juli 1875 fertiggestellt sein. Zu einem erhöhten Preis gemietet, sollte es nach einer Mietzeit von 40 Jahren in das Eigentum des

- Reichs (25.07.1914) übergehen. Vgl. Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des Königreichs Württemberg, Band 3, 1875, S. 297/298.
- 12 Vgl. Hirschfeld, 1889, S. 119. Pfäfflin errichtete auch Arbeiterwohnbauten in der Möhringer Straße 25 a–39 a.
- 13 Hirschfeld, 1889, S. 119/122.
- 14 Ebd.
- 15 Protokoll über die 2. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 7.03.1874.
- 16 Geboren wurde Georg Schöttle 1823 in der Esslinger Straße 10 im Bohnenviertel. Der Vater führte einen Mehlhandel und eine Weinwirtschaft. Im nahen Waisenhaus ging er zur Grundschule, wechselte später an die Bauschule, wo er die theoretischen Grundlagen des Bauhandwerks lernte. Seine Lehre machte er bei einem Steinhauer-Werkmeister. Nach der Gesellenprüfung zog es Schöttle hinaus, er arbeitete u.a. als Polier und Bauleiter. Er organisierte die Erstellung von großen Gebäuden ebenso wie von Bahnstrecken. Kaum 30 Jahre alt gründete er seine erste Firma und verwirklichte ganze Eisenbahnprojekte. Den Zeitgenossen fiel aber auch auf, dass Schöttle immer darauf achtete, seine Vorhaben möglichst weitgehend mit lokalen Ressourcen zu verwirklichen. Neuen technischen Ideen aufgeschlossen, ließ er als erster Unternehmer Erdbewegungen mit Lokomotivbetrieb ausführen. Zudem scheint er eine glückliche Hand in der Auswahl von Partnern und Mitarbeitern gehabt zu haben. „*Einen außerordentlichen Genuß*“, so schreibt der Schöttle-Biograf Eugen Dolmetsch, „bot dem Vielbeschäftigten das beglückende Familienleben an der Seite seiner kernhaften, ihm ebenbürtigen Frau, einer geborenen Gläubin“. Das Paar hatte acht Söhne und drei Töchter. 1859 kaufte Georg Schöttle die riesigen Gebäude der stillgelegten Aktienbrauerei (Wilhelmstr. 14A) und richtete darin eine Baufabrik ein; Bauteile und ganze Häuser wurden hier vorproduziert. Der „*Bau-Schöttle*“, wie er allgemein genannt wurde, besaß Steinbrüche, eine Ziegelei, eine Sägemühle, eine Parkettfabrik (am Stöckach) und Werkstätten für fast alle Bauhandwerke und war deswegen weitgehend sein eigener Lieferant. In gut zehn Jahren, bis 1870, soll der Betrieb nicht weniger als 20 Fabrikgebäude, 80 Wohnhäuser und zahlreiche öffentliche Bauten in Stuttgart und auswärts geplant und ausgeführt haben. Vgl. Jürgen Brand: Der „*Vater*“ der Stuttgarter Pferdebahn, in: Stuttgarter Nachrichten, 15.11.2012.
- 17 Zwischen Reuchlin und Schwabstraße lag ein Schießhaus. Zwischen Röthestraße-Rothenwald und Rothebühl und Gutenbergstraße lag ein Militärschießstand. Vgl. Karte N.O. XXV.7 M. Stuttgart, aufgenommen 1826, rektifiziert 1860, HStA E 271 C Bü 2772.
- 18 Protokoll über die 2. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 7.03.1874.
- 19 Ebd.
- 20 Protokoll über die 3. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 28.04.1875.
- 21 Hirschfeld, 1889, S. 116–120, HC-Archiv HV 293.
- 22 Vgl. Hepach, Wolf-D.: Schwenk 1847–1997. Fünf Generationen – ein Werk, Allmendingen 1997, S. 16.
- 23 Zit. nach Otto Leube: Zur Erinnerung an Gustav Leube sen., geb. 23.5.1808, (unveröffentlichter Aufsatz des Enkels), Ulm, HC-Archiv ZWB 219.
- 24 Ebd.
- 25 StA Ludwigsburg E179II Bü 5361: Lästige Anlage 1858–1908, u.a. Weil und Sigloch Weiler, Parz. 486/489.
- 26 Zur gleichen Zeit oder kurz zuvor hat Daniel Weil ebenfalls erfolgreich hydraulischen Kalk gebrannt. Vgl. Ruska, Julius: Studien zur Geschichte der Chemie Festgabe, 2013.
- 27 Bericht von Paul Wigand, Schelklingen an Friedrich Schott, 29.10.1925 ZWB 219.
- 28 Kneer, 2011, S. 14–21.
- 29 Der Plan ist von einem Herrn Knapp auf das Jahr 1898 datiert, es ist aber eine Lichtpause, die wohl in den 1930er-Jahren oder später anlässlich eines Jubiläums erstellt wurde. Für betriebliche Zwecke wäre sie wahrscheinlich nicht nötig gewesen. Vgl. HC-Archiv ZWB 23-1 und ZWB 219. Schwenk, E.: Bericht über Cement-Fabrikation und Ansicht der Cementsteinbrüche & Fabriken in Ulm, Blaubeuren, Gerhausen, Söflingen & Allmendingen, Ulm 1884.
- 30 Vgl. Hepach, 1997. S. 17.
- 31 Im Jahre 1846 hatte Schwenk vom Klarissenkloster

- Söflingen eine Mühle gekauft. Zuvor war dort eine Drahtzieherei mit seiner Unterstützung betrieben worden. Nach deren Konkurs baute Schwenk ein neues Gebäude mit Mahlgängen und einem Pochwerk mit insgesamt 40 PS Leistung.
- 32 Vgl. Hepach, 1997, S. 17f.
- 33 1855 und 1869 hatte Schwenk in Allmendingen Grundstücke am Galgenberg gekauft.
- 34 Tatsächlich ist das Baujahr des Stollens durch Unterlagen aus dem Schwenk-Archiv für das Jahr 1872 nachgewiesen. Vgl. auch Hepach, 1997, S. 18-19.
- 35 Stadt A, GdeA Gerhnsn. Bü. 122, Nr. 86 sowie C 753, Nr. 39, beide Akten mit Bauplänen.
- 36 Vgl. Cramer, Dietmar: Eine Fabrik verschwindet. Die Geschichte und das Ende der Portland-Cementfabrik Blaubeuren, hrsg. von der Heidelberg-Cement AG, Ulm 2001.
- 37 Mangold, Georg: Bau und Sprengung der Cement-Fabrik. Werkseinweihung der Zementfabrik Ehingen jährt sich zum 100. Mal, in: Ehinger Tagblatt, 20.11.1990, HC-Archiv ZWB 216.
- 38 Werke standen in Ulm, Söflingen, Ehrenstein, Blaubeuren, Weiler, Schelklingen, Schmiechen, Allmendingen und Ehingen sowie Rechtenstein. Zum letzteren vgl. Schmidt, Uwe: Papier, Zement und Wasserkraft: Die Geschichte der Holzstofffabrik Kraemer und des Portland-Cementwerks in Rechtenstein, Ulm 2008.
- 39 Hepach, 1997, S. 22 und 25. Der damalige Geschäftsführer in Blaubeuren, Jakob Ripple, trat aus dem Angestelltenverhältnis aus und gründete am 1.04.1924 zusammen mit Hans Väth die Baumaterialienhandlung Väth & Ripple, die die Liegenschaften im Rahmen der neuen Firma auf vertraglicher Grundlage nutzen durfte. Die Grundstücke sind inzwischen in das Eigentum der Stadt Blaubeuren übergegangen (Mitteilung des Schwenk-Archivs).
- 40 Hirschfeld, 1889, S. 116-120 sowie Protokoll über die 3. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 28.04.1875.
- 41 Beschreibungen des Oberamts Blaubeuren, Stuttgart und Tübingen 1830, S. 76f.
- 42 Vgl. Der Blaumann, Okt. 1872.
- 43 Handelsregistereintragung, vgl. Aktenvermerk Curt Anderst, 3.10.1963 HC-Archiv HV 293 sowie Protokoll über die 2. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 7.03.1874.
- 44 Protokoll über die 2. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 7.03.1874.
- 45 Protokoll über die 3. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 28.04.1875.
- 46 Hirschfeld, 1889, S. 116-120.
- 47 Blaubeuren produzierte 1874 3.959 t Romanzement, 40,65 t Portlandzement und 933,9 t Kalk. Gewinn 88.441,2 Mark gegenüber Verlust vom Vorjahr von 7494,6 Mark. Vgl. Protokoll über die 3. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 28.04.1875.
- 48 Bezirksbauinspektor Weiss an K. Kreisamt, 10.04.1897, StA Ludwigsburg E179 II Bü 5358, Lästige Anlagen, Oberamt Blaubeuren 1840-1879 sowie Brief von Moser und Bischof zum patentierten „eigenthümlichen Verfahren“, 12.04.1875.
- 49 Ministerium des Innern an die K. Centralstelle für Gewerbe und Handel, 2.06.1875, StA Ludwigsburg E170a Bü 2369.
- 50 Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren. Fabrik künstlicher und natürlicher Cemente und Cement-Waaren, Referenzschrift, Jan. 1883, HC-Archiv ZWB 216 und ZWB 217.
- 51 Ebd.
- 52 Schultheiß, Xaver: Geschichtliche Entwicklung des Werkes des Heidelberger - Konzerns im Blautal und Oberschwaben, 22.11.1927, HC-Archiv ZWS 12 und Leube, Gustav (jun.): Über Cement, Vortrag gehalten in der Versammlung des oberschwäbischen Zweigvereins für vaterländische Naturkunde auf dem Museum in Ulm am 2.05.1900, HC-Archiv ZWB 216. Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren, 1883.
- 53 Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren, Referenzschrift, 1.01.1882. HC-Archiv ZWS 12.
- 54 Protokoll über die 2. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 7.03.1874.
- 55 Protokoll über die 3. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 28.04.1875.
- 56 Protokoll über die 4. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und

- Baugeschäfts vom 8.4.1876.
- 57 Protokoll über die 6. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 21.04.1878.
- 58 Ab 1881 Geheimer Kommerzienrat Alexander von Pflaum.
- 59 Verheiratet 1.12.1877, Sohn des Berliner Hotelbesitzers Carl und Sofie Mühling, vgl. Starke, C.A.: Deutsches Geschlechterbuch, Band 146, 1968, S. 453.
- 60 Protokoll über die 7. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 21.04.1879.
- 61 Protokoll über die 6. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 21.04.1878 und Protokoll über die 9. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 30.04.1881.
- 62 Protokoll über die 9. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 30.04.1881.
- 63 In Baden hielten sich die Vorbehalte noch 20 Jahre. Noch 1901 bat deshalb das Cementwerk Diedesheim-Neckarelz zusammen mit der Mannheimer und Kuppenheimer Portland-Cement-Fabrik unter Federführung der Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim, vorm. Schifferdecker & Söhne, das großherzogliche Finanzministerium „ehrerbietigst“, in Baden hergestellten Zement für Staatsbauten zu verwenden. Obwohl es von staatlicher Seite nicht vorgeschrieben sei, wünschten die bauleitenden Beamten aus alter Gewohnheit immer noch Zement der Firma Dyckerhoff & Söhne und der Wunsch der Beamten sei Befehl für die Unternehmer. Ausdrücklich wurde in dem Bittbrief auf württembergische und bayerische Behörden verwiesen, die im Land produzierte Zemente verwendeten. Vgl. gemeinsames Gesuch von Friedrich Schott und Carl Leonhard, Portland-Cement-Werke Heidelberg, August Riehm und Fritz Brans, Mannheimer Portland-Cement-Fabrik, Schmid, Kuppenheimer Cement-Fabrik, Rudolf Thiele, Portland-Cementwerk Diedesheim-Neckarelz Actiengesellschaft, an das großherzogliche Finanzministerium, Heidelberg 23.04.1901, HC-Archiv HV287.
- 64 Gedenkblatt, 1896 sowie Protokoll über die 12. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 21.04.1884.
- 65 Hirschfeld, 1889, S.116-120 und Protokoll über die 9. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 30.04.1881.
- 66 Protokoll über die 12. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 21.04.1884.
- 67 Brinkmann, A.: Die Württembergische Bauausstellung Stuttgart, 1908.
- 68 Schultheiß, 1927.
- 69 Ebd. und Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren, 1883.
- 70 Kneer, 2011, S. 38.
- 71 Hirschfeld, 1889, S. 116-120 und Protokoll über die 9. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 30.4.1881.
- 72 Schultheiß, 1927.
- 73 Protokoll über die 6. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 26.04.1878.
- 74 Kneer, 2011, S. 38.
- 75 Hochs Familie übersiedelte ebenfalls nach Ehingen und Ehingen wurde zum dauerhaften Wohnsitz. In Ehingen engagierte er sich in den lokalpolitischen Organen: Er war langjähriger Obmann des Bürgerausschusses, einem Gremium, welches neben dem Stadtrat bestand. Hoch war beteiligt an der Errichtung des Elektrizitätswerkes, der Einführung des Telefons und bemühte sich um die Förderung des Eisenbahn- und Autoverkehrs. Daneben wirkte er als Ausschuss- und Vorstandsmitglied des örtlichen Gewerbevereins. Hoch heiratete am 22. Oktober 1866 in Erolzheim Margaretha geb. Fink (*20.11.1841 Reinstetten †19.02.1886 Allmendingen). In der Ehe wurden insgesamt 16 Kinder geboren, darunter Leo (*4.04.1863 Reinstetten), dessen Tochter Maria (*22.01.1889 Allmendingen) am 19. Oktober 1918 den späteren Rennfahrer Otto Merz heiratete. Hoch heiratete ein zweites Mal in Allmendingen am 27. Dezember 1886 Luise geb. Rühle (*1.06.1848 Dätzingen †Ehingen 8.08.1932). In dieser Ehe wurden nochmals drei Kinder gebohren. Vgl. Schultheiß, 1927 ebenso www.wikipedia.de.
- 76 Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren, 1883.

- 77 Ebd.
- 78 Nachruf auf Paul Wigand, in: Werks-Zeitung der Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG, 1. Jg., 15.12.1927, S. 4, HC-Archiv DS 1.
- 79 Kauf von Grundstücken am 4.11.1882: Parz. 380-382 50 a 14 qm von Kronenwirt Friedrich Friederichs für 5.412 M. und Schilling von der Schimmelmühle Parz. 388 24 a 4 qm für 2.700 M. Am 2.02.1899 ging Parz. 382 an Spohn, auf dem Gelände stand später Fulgurit, Stadtarchiv Blaubeuren. Vgl. Kneer, 2011, S. 22-25.
- 80 Protokoll über die 12. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 21.04.1884.
- 81 Schultheiß, 1927.
- 82 Cramer, 2001, S. 12-14.
- 83 Kneer, 2011, S. 53.
- 84 Hepach, 1997, S. 26.
- 85 ausführlich dazu Hepach, 1997, S. 27.
- 86 Ebd.
- 87 Ebd., S. 24-27 sowie Kneer, 2011, S. 57.
- 88 Albrecht, Helmuth (Hg.): Kalk und Zement in Württemberg, Ubstadt-Weiher 1991, S.154 sowie Kneer, 2011, S. 57.
- 89 Angeblich hat Oberlehrer Freiberg zu diesem Thema bereits recherchiert. Vgl. auch Schwenk, E.: Bericht über Cement-Fabrikation und Ansicht der Cementsteinbrüche & Fabriken in Ulm, Blaubeuren, Gerhausen, Söflingen & Allmendingen, Ulm 1884, HC-Archiv ZWB 219.
- 90 Protokoll über die 13. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 13.04.1885 und Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren, 1883. Im Jahr 1886 wurde in Blaubeuren noch ein dritter Ringofen errichtet.
- 91 Kneer, 2011, S. 40.
- 92 Ebd.
- 93 Protokoll über die 11. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 12.04.1883.
- 94 Die Ziegelei Höfer fertigte industrielle Ziegelwaren bis ca. 1940. Auf dem sogenannten Hallschlag wurden schon zu römischer Zeit Ziegel gebrannt. Auf der Gemarkung Münster und insbesondere auf der Steig wurden immer wieder kleine Ziegeleien gegründet. 1873 hatte Friedrich Andreas Herbst am Wolfersberg eine Ziegelei errichtet. Mit einer Jahresproduktion von 100.000 Ziegel war er der Konkurrenz unterlegen. Heute befindet sich im Gebäude das Weingut Jägerhof, vgl. auch Auf dem Hallschlag blühte der Ziegelhandel, in: Esslinger Zeitung, 23.09.2015.
- 95 Protokoll über die 11. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 12.04.1883.
- 96 Hirschfeld, 1889, S. 118.
- 97 Protokoll über die 13. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 13.04.1885.
- 98 Protokoll über die 16. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 16.4.1888 und Protokoll über die 12. und 13. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 21.04.1884 und 13.04.1885.
- 99 Protokoll über die 20. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 4.04.1892.
- 100 Protokoll über die 19. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 31.03.1891. Baugesuch vom 29.07.1886 für einen weiteren Ringofen in Blaubeuren, am 26.04.1888 wurde ein neuer Schacht-ofen genehmigt.
- 101 Protokoll über die 19. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 31.03.1891. Die Stuttgarter wiesen nie den selbst erzielten Gewinn aus, sondern nur den vertragsmäßigen Anteil an dem Jahresgewinn der Interessensgemeinschaft als „Betriebsüberschuss“, vgl. auch Marquardt, Ulrich: Die Interessensgemeinschaften: eine Ergänzung zur Entwicklungsgeschichte der Zusammenschlussbewegungen von Unternehmungen, Berlin 1910.
- 102 Für 8 Morgen zahlte die Stadt 4.500 Mark, Ehinger Tagblatt, 11.11.1890. Schon 1891 wurde ein Gesangsverein gegründet.
- 103 Bau und Sprengung der „Cement-Fabrik“, in: Ehinger Tagblatt, 11.11.1890.
- 104 700 PS Dampfmaschine, 4 Schachtöfen und 2 Ringöfen. Technischer Jahresbericht der Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG 1931, HC-Archiv HV 67.
- 105 Protokoll über die 15. Ordentliche Generalver-

- sammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 31.03.1891.
- 106 Protokoll über die 18. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 16.4.1890.
- 107 Protokoll über die 17. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 17.4.1889 sowie Protokoll über die 20. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 4.04.1892.
- 108 Hirschfeld, 1889, S.116-120.
- 109 Heidelberger Portländer H. 1, 1954, S. 1-5 sowie Kleinlogel, A., Bauzeitung 1931. Schon das Portland-Cement-Werk Heidelberg, Schifferdecker & Söhne hatte einen sogenannten F-Zement angeboten, in Leimen wurde 1911/13 ein sogenannter Separatorenzement, der aus abgezweigtem Feinstmaterial bestand, erzeugt. Erst 1932 wurde diese Zementsorte allgemein als Z 325 oder Hochwertzement eingeführt und in die Zementnorm aufgenommen.
- 110 Protokoll über die 25. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 6.4.1897.
- 111 Gedenkblatt, 1896.
- 112 Protokoll über die 24. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 31.3.1896. 596 Teilnehmer aus den Werken Ehingen (189 Männer, 44 Frauen, 4 Beamte), Allmendingen (155 Männer, 28 Frauen, 3 Beamte), Blaubeuren (142 Männer, 9 Frauen, 12 Beamte), HC-Archiv ZWB 216.
- 113 Protokoll über die 25. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 6.4.1897 und Protokoll über die 26. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 6.4.1898 sowie Protokoll über die 34. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 11.4.1906. Mit dem Geschäftsjahr 1905 endete auch der Betrieb der Pragziegelei.
- 114 Protokoll über die 31. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 25.04.1903 sowie StadtA Stuttgart Gemeinderat 26.07.1898 IV.2 Bd.1, Nr.2: In 26 Jahren war die Röthestraße noch nicht so weit abgebaut, wie es sein sollte. Der Gemeinderat verlangte daher am 26.07.1898 die Beseitigung der Ziegelei.
- 115 Protokoll über die 28. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 29.3.1900.
- 116 Hervorgegangen war sie aus der Feldziegelei von Daniel Fausel, die 1862 von Friedrich Mayer gekauft worden war. Sie wechselte mehrfach den Besitzer. Um das Jahr 1870 übernahm Joh. Schmid & Cie die Anlagen und modernisierte sie. Im Jahr 1880 erhielt sie einen neuen kontinuierlich brennenden Ringofen. Vgl. HC-Archiv HV 296. 1871 machte Johannes Schmid Umbauten. Am 16.07.1880 erhielt er die Genehmigung für einen neuen kontinuierlichen Ringofen. Ebenso errichtete er ein Werkstattgebäude mit Schlaffokalen, vgl. K. Bauamt an Stadtschultheissenamt Cannstatt, 2.07.1870.
- 117 Protokoll über die 25. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 6.4.1897 und Protokoll über die 26. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 6.4.1898. Bericht über das Geschäftsjahr 1904 des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts in Stuttgart, 11.4.1905. Diese Fabrik war bis in die 1970er Jahre in Betrieb und wurde erst 1993 abgebrochen.
- 118 Vgl. auch StA Ludwigsburg F 160 II Bü 124 und Bü 125. Die Ziegelei E. Rapp bestand mindestens von 1899 bis 1912.
- 119 Protokoll über die 31. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 25.04.1903.
- 120 Schultheiß, 1927.
- 121 Carl Stiehle hatte am Hühnerberg auf der Gemarkung Schiechen 1846 bis 1854 fünf Brennöfen betrieben. Leube kaufte die Öfen mit Steinbruch.
- 122 Brief Moser und Schrader an Cementfabrik Blaubeuren, 22.4.1898 HC-Archiv ZWS 14 und Albrecht, 1991, S. 153 und Protokoll über die 31. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 25.04.1903.
- 123 Der Blaumann vom 2.03.1900 und 21.03.1900 sowie vom 5.08.1901 Parz. 951-957, 959-961, 965, 1009-1015, 1018 und 1020. Bericht Oberamt an Königl. Kreisreg. Ulm, 10.12.1903, StA

- Ludwigsburg E179II Bü 5361.
- 124 StadtA Schelklingen, C 375, und B 58/4. Vollständig in Funktion war es am 10.12.1903, vgl. StA Ludwigsburg E179II Bü 5361.
- 125 Rationalisierung durch Automatisierung. Die neue Vorbereitungserei des Werkes Schelklingen im Steinbruch Vohenbronnen, in: Werksreportage H. 3, 1959. Auch das Zementwerk Leimen betrieb seit 1896 eine elektrische Eisenbahn zwischen dem Kiesloch und der Cementwarenfabrik. Vgl. ebenso Schultheiß, 1927.
- 127 Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 26, HC-Archiv HV 74 und HV 127 sowie Bericht Oberamt an Königl. Kreisreg. Ulm, 17.04.1900, StA Ludwigsburg E179II Bü 5361.
- 128 Handelsregistereintragung, Aktenvermerk Curt Anderst, 3.10.1963 HV 293.
- 129 1907 wurde auf Parzelle 1015 ein dritter Ringofen errichtet, Genehmigung 2.08.1907; Bericht Oberamt an Königl. Kreisreg. Ulm, 3.06.1907, StA Ludwigsburg E179II Bü 5361.
- 130 Gesuch Oberamt an Königl. Kreisreg. Ulm, 23.05.1889; Genehmigung Kreisamt 19.06.1889. Die Schachtöfen standen auf Parzelle 1028, die umgebauten Öfen auf Parzelle 1028a.
- 131 Bericht Oberamt an Königl. Kreisreg. Ulm, 9.05.1896, StA Ludwigsburg E179II Bü 5361.
- 132 Vgl. HC-Archiv HV 243 und ZWB 216: Rothenbacher, Franz: Anfänge der Zementfabrikation. Barbey'sches, später Hammersteinsches Zementwerk Schelklingen 1889 bis 1906, Schelklinger Hefte 15, Schelklingen 1989 sowie Bericht Oberamt an Königl. Kreisreg. Ulm, 16.01.1900 und 1.05.1900; Bericht Oberamt an Königl. Kreisreg. Ulm, 15.02.1904 StA Ludwigsburg E179II Bü 5361. Genehmigung 28.08.1903.
- 133 Spohn, Eberhard: Über die Anfänge der Zementfabrik, (Aufsatz), o.D., S. 7, HC-Archiv HV 382. Bereits 1878 gehörte die Stuttgarter Zementfabrik Blaubeuren zu den Mitgliedern, 1882 folgte Leube, 1887 Schwenk und 1889 die Firma Spohn.
- 134 Spohn, Eberhard: Über die Familie Spohn und die Entstehung der Zementfabrik, (Aufsatz), S. 14-15, HC-Archiv HV 382.
- 135 Riepert: Die deutsche Zementindustrie, Berlin 1927, S. 959.
- 136 TIZ, 23. Jg., Nr. 13, 07.02.1899, S. 152 und TIZ, 23. Jg., Nr. 14, 10.02.1899, S. 177.
- 137 Vgl. Riepert, 1927, S. 990/1023f.
- 138 Protokoll über die 31. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 30.03.1901.
- 139 Die Zementfabrik wurde 1904 verkauft und liquidiert.
- 140 Protokoll über die 29. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 25.04.1903. Im Jahr 1902 hielten die Stuttgarter drei Viertel des Aktienkapitals von Marienstein. Sie verringerten dafür die Stammeinlagen bei der Süddeutschen Cement-Verkaufsstelle Heidelberg und Ziegelverkaufsstelle Stuttgart.
- 141 Spohn, Georg: 75 Jahre Gebrüder Spohn, in: Unsere Heimat in Bildern. Beilage der Oberschwäbischen Volkszeitung und Tettlinger Bauernzeitung, Nr. 7, 1. Jg., 30.09.1922, Ravensburg. Im Jahr 1907 wurde der Aktienanteil an der Blaubeurer Cementfabrik, Gebrüder Spohn, weiter erhöht.
- 142 Protokoll über die 33. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 11.04.1905 sowie die außerordentliche Generalversammlung vom 31.07.1903: *„Ermächtigung zur Bildung von Verkaufsvereinigungen mit anderen Gesellschaften und Firmen.“*
- 143 Bericht über das Geschäftsjahr 1904 des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts in Stuttgart, 11.04.1905.
- 144 Werkszeitung, 15.12.1927, HC-Archiv DS 1. Tod von Aufsichtsratsmitglied Karl Körner (†31.10.1906).
- 145 Protokoll über die 31. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 6.4.1907 und Bericht über das Geschäftsjahr 1904 des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts in Stuttgart, 11.4.1905. Der Tod des Prokuristen der Firma Leube, Carl Schall (†16.8.1909), war auch eine Zäsur, er hatte diese persönlich über 25 Jahre vertreten. Von nun an war die Firma Leube nur noch als einfacher Aktionär vertreten.
- 146 Gedenkblatt, 1896 sowie GB 1907, 11.4.1908. Beschluss der außerordentlichen Generalversammlung vom 4.7.1907 zum Erwerb des gesamten Aktienkapitals. Seit 1903 war Münsingen Mitglied der Süddeutschen Verkaufsstelle. Vgl. Fischer, Wolfgang: Das Baustoffunternehmen Kemmler: Die Geschichte eines schwäbischen Familienunternehmens.

- mens über fünf Generationen, 2010, S. 48.
- 147 Bericht über das Geschäftsjahr 1904 des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts in Stuttgart, 11.4.1905.
- 148 Bericht über das Geschäftsjahr 1909 des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts in Stuttgart, 22.04.1910.
- 149 Gedenkblatt, 1896.
- 150 Bericht über das Geschäftsjahr 1914 des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts in Stuttgart, 26.04.1914.
- 151 Vgl. Cramer, Dietmar: 100 Jahre – Die bewegte Geschichte des Zementwerks Burglengenfeld, Der Heidelberger Portländer H. 5, Heidelberg 2012, S. 16-17.
- 152 BA Berlin R 8767: Reichsstelle für Zement.
- 153 Bericht über das Geschäftsjahr 1916 des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts in Stuttgart, 14.5.1917, vgl. auch Mering, Otto von: Erträgnisse Deutscher Aktiengesellschaften vor und nach dem Kriege, Berlin 1923, S. 61f., vgl. Naumann, A.: Die neue Zementverordnung, in: TIZ Nr. 23, 1917, S. 146-147, Bernhard Averbek war Aufsichtsratsvorsitzender des Deutschen Zementbunds (Sohn Horst Averbek entwickelt Betonstraßen).
- 154 Protokoll über die 46. Ordentliche Generalversammlung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts vom 27.04.1918, Bericht des Vorstands vom 18.05.1920.
- 155 Kneer, 2011, S. 46.
- 156 Aufsichtsratssitzung, 14.06.1918, HC-Archiv HV 61.
- 157 Bericht für die außerordentliche Generalversammlung am 24.09.1918, HC-Archiv HV 293. Am 6. August war der Fusionsvertrag zwischen den annähernd gleich großen Unternehmen ausgehandelt.
- 158 Der Aufsichtsrat bestand aus: Alfred Weinschenk, Vorsitzender, Alfred von Kaulla (Vorstandsmitglied der Württembergischen Vereinsbank, Stuttgart), 1. stellvertretender Vorsitzender, Dr. Josef Helm, 2. stellvertretender Vorsitzender, Ludwig Anderst, Reichsrat Franz von Buhl, Geheimer Kommerzienrat Wilhelm Federer, Carl Leonhard, Oberfinanzrat Adolf Klett, Karl Koenigs, Wilhelm Merz, Eduard Schall, Wilhelm Scipio.
- 159 Ausgabe 1,4 Mio. Vorzugsaktien mit fünffachem Stimmrecht und maximalen 6 % Dividende, vgl. Aufsichtsratssitzung, 14.06.1918, HC-Archiv HV 61. Der Beschluss zu Vorzugsaktien vom 14.06. wurde am 3.07.1918 wieder aufgehoben, Aufsichtsratssitzung, 3.07.1918, HC-Archiv HV 61. Zur Kapitalerhöhung: Brief an das Reichsbankdirektorium vom 27.6.1918 und 4.07.1918 sowie Brief an das Großherzogliche Ministerium des Innern vom 27.6.1918 (Fusion mit der Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft AG, Erhöhung des Aktienkapitals), HC-Archiv HV 289.
- 160 Bericht für die außerordentliche Generalversammlung der Stuttgarter Immobilien- & Baugeschäfts AG am 24.09.1918, HC-Archiv HV 1938, sowie Handelsregistereintragung, Aktenvermerk Curt Anderst, 3.10.1963, HC-Archiv HV 293.
- 161 Materialsammlung zur Geschichte von Heidelberg-Cement, HC-Archiv HV 298.
- 162 Ehingen 30.000 t/a, 138 Arbeiter, 217 t/a; Schelklingen 55.000 t/a, 262 Arbeiter, 209 t/a; Allmendingen 15.000 t/a, 223 Arbeiter, 67,3 t/a; Münsingen 30.000 t/a, 177 Arbeiter, 169,5 t/a.
- 163 Gutachten über den Betrieb der Portland-Cementfabrik Blaubeuren in Ehingen vom 7.09.1923 von Otto Schott, HC-Archiv HV 590. Danach war eine Steigerung von täglich 420 Fass auf 600 Fass möglich.
- 164 Expose des Civilingenieurs Otto Schott Heidelberg vom 14.01.1924 über den Neubau einer Portland-Cementfabrik in Ehingen a. d. D. und Nachtrag vom 22.01.1924, HC-Archiv HV 590. Im Nachtrag vom 22.01.1924 zum Expose formuliert Otto Schott: „*Wenn man nun einen Vergleich mit den Produktionskosten der bestehenden Fabriken Schelklingen, Ehingen, Allmendingen und Münsingen anstellt, so findet man, dass mit der Inbetriebnahme des neuen Werkes ca. 700 Arbeiter gespart werden können.*“
- 165 Für 8 Morgen zahlte die Stadt 4.500 Mark, Ehinger Tagblatt, 11.11.1890.
- 166 Aufsichtsratssitzung, 22.05.1925, HC-Archiv HV 61.
- 167 Geschäftsbericht der Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG für das Jahr 1925.
- 168 Werk Schelklingen, Jahresbericht 1929, S. 1-2, HC-Archiv HV 74 und Schultheiß, 1927.
- 169 Werk Schelklingen, Jahresbericht 1929, S. 71/72.
- 170 Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 71.

- 171 „Die Gewerkschaften sind mit Unterstützung des Reichsarbeitsministers gegen diesen Tarifvertrag Sturm gelaufen, es kam zu dem bekannten Tegernseer Schiedspruch vom 7. Oktober 1927, der selbstverständlich vom Reichsarbeitsminister für verbindlich erklärt wurde.“ Vgl. Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 71.
- 172 Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 71/72.
- 173 Beitrag für Werkszeitung von X. Schultheiß, Ehingen, 8.08.1929, HC-Archiv ZWS 12.
- 174 Ebd.
- 175 Ebd.
- 176 Kredler, Florian: Das Wirtschaftsleben in Schelklingen. Geschichtliche Entwicklung des Zementwerks Schelklingen, Ulm 1984, S. 359-360, HC-Archiv ZWS 12 und Schultheiß, Xaver: Geschichtliche Entwicklung der Werks des Heidelberger-Konzerns im Blautal und Oberschwaben, 27.3.1928, HCArchiv ZWS 12.
- 177 Schultheiß, 1928.
- 178 Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 11-12 und Schultheiß, 1928. Die Trockentrommeln wurden 1928 übergangsweise von Hand, ab Juli 1929 mit eingeblasenem Kohlenstaub beheizt, ab April 1930 mit den Drehofenabgasen beheizt. Die Nutzung der Ofenabwärme brachte es allerdings mit sich, dass die Leistung der Trockentrommeln aufgrund niedrigerer Temperaturen nachließ.
- 179 Schultheiß, 1927. Die Presslinge für den Ringofenbetrieb wurden von sieben Zweistempel-Fallpressen der Maschinenfabrik Geislingen verziegelt. Jede hatte eine Stundenleistung von ca. 1.200 Steinen. Die Schachtofenpresslinge lieferten vier Drehtischpressen der Fa. Lucke Eilenburg mit einer Stundenleistung von je 2.400 Steinen, was einer max. Ofenleistung pro Schachtofen von 1.000 t Klinker pro 24 Stunden entsprach. Der Pressenbetrieb wurde mit Inbetriebnahme des Drehofens ganz eingestellt. Auf Vorrat wurde nur für den Ringofenbetrieb gepresst, da hier die Steine austrocknen mussten. Die Schachtofenpresslinge wurden direkt aufgegeben. Vgl. Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 21/24.
- 180 Ebd.
- 181 Beitrag für Werkszeitung von Xaver Schultheiß, Ehingen, 1928 zur Verabschiedung von Dir. Gottfried Wenk nach 41 Jahren in der Rose. Wenk war seit dem 28.04.1888 bis 1900 Betriebschemiker im Werk Blaubeuren, 1900-1906 als solcher in Ehingen, von 1906-1917 als Verwalter und später als Direktor in Allmendingen. Ab Stilllegung zur Unterstützung in Schelklingen tätig.
- 182 Schultheiß, 1928.
- 183 Den dazu gehörigen Abhitzekessel lieferte die Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe. Dieser Steilrohrabhitzekessel hatte eine Heizfläche von 1000 m². Die Anlage arbeitete mit 25 Bar und einer Überhitzungstemperatur von 420 °C. Kühl, Otto Heinrich: Geschichte des Zementwerks Schelklingen, (Aufsatz) 1967 HC-Archiv ZWS 23. Zur gleichzeitig laufenden Entwicklung des Lepolofens: Wie HeidelbergCement den Lepolofen mitentwickelte, in: WirHeidelberger, Dez. 1915, S. 6.
- 184 Kühl, 1967.
- 185 Schultheiß, 1928.
- 186 Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 16/21/24 und S. 29f.
- 187 Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 2, 25.
- 188 Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 26.
- 189 Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 2, 36, 76, 77. Werk Schelklingen Jahresbericht 1934, S. 7-8. Die Neuanlagen hatten aber auch manche „Kinderkrankheiten“. Schon nach kurzer Zeit verursachten die 1928 von der Maschinenfabrik Karlsruhe erstellten Abhitzekessel Betriebsstörungen. Die Steilrohrkessel waren nicht für die staubigen Abgase des Drehofens ausgelegt und führten zu häufigen Verstopfungen. Außerdem wurde der falsch ausgelegte Überhitzer seit seiner Inbetriebnahme zwei Mal zerstört. Schließlich wurde mit Hilfe der Firma Hering AG in Nürnberg der Überhitzer überarbeitet und betriebs sicher gemacht.
- 190 Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 36, 43, 45.
- 191 Kühl, 1967. „Solidift“ mit 5 % Rückstand auf dem 4900 Maschensieb. Ab 1929 ging man zu den heute noch geläufigen Zementsorten über. Der PZ 225 wurde mit einem Siebrückstand von 15-20 % auf dem 4900 Maschensieb verkauft. Drei Tage-Festigkeiten von 227 kg/cm² und 346-380 kg/cm². Die Polysius-Mühle 11,5 t/h bei 14 % Rückstand auf 4.900 Maschensieb. Ebenso wurde eine neue Kohlenmühle angeschafft und die Mechanisierung der Klinkerhalle vollzogen.
- 192 Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 76/77.

- 193 Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 42.
- 194 Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 8-10.
- 195 Kühl, 1967 und Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 4.
- 196 Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 5.
- 197 Ebd., S. 6.
- 198 Ebd., S. 74/75.
- 199 Ebd., S. 2.
- 200 Ebd., S. 74/75.
- 201 Ebd., S. 62.
- 202 Werk Schelklingen Jahresbericht 1934, S. 2, HC-Archiv HV 75. Die Absatzstörung machte sich durch das Auftreten von Mischzementen bemerkbar, vgl. Entwurf einer Festschrift zum 50-jährigen Werksjubiläum, Okt. 1950, HC-Archiv HV 383.
- 203 Kühl, 1967.
- 204 Bericht von Xaver Schultheiss als Geschäftsführer des Verbands von Werksvereinen der süddeutschen Cementindustrie e.V. über die Tagung am 21.6.1930 in Sulzbach i. Oberpfalz. Protokoll der 3. Generalversammlung des Werksvereins am 2.08.1930.
- 205 Werk Schelklingen Jahresbericht 1934, S. 2.
- 206 Ebd. S. 60.
- 207 Ebd., S. 2.
- 208 Ebd., S. 11-12.
- 209 Ebd., S. 23-24.
- 210 Ebd., S. 13-14/20.
- 211 Entwurf einer Festschrift zum 50-jährigen Werksjubiläum, Okt. 1950, HC-Archiv HV 383.
- 212 Werk Schelklingen Jahresbericht 1934, Anhang.
- 213 Entwurf einer Festschrift zum 50-jährigen Werksjubiläum, Okt. 1950 und Kühl, 1967.
- 214 Kühl, 1967.
- 215 Ebd.
- 216 Gespräch mit Ernst Hörenberg am 29.08.1999 im Werk Schelklingen.
- 217 Vereinigtes Wirtschaftsgebiet der US-amerikanischen und der britischen Besatzungsmacht nach 1945.
- 218 Kühl, 1967.
- 219 Ebd.
- 220 HV an Werk wg. Staubauswurf der alten Abhitzeöfen, 31.07.1963.
- 221 Heidelberger Portländer H. 5, 1956, S. 22: Lauf-ringreparatur Drehofen II.
- 222 Kühl, 1967.
- 223 Ebd.
- 224 Rationalisierung durch Automatisierung. Die neue Vorbereitungserei des Werkes Schelklingen im Steinbruch Vohenbronnen, in: Die Werksreportage, H. 3, 1959, HC-Archiv DS 160.
- 225 Maier, H.: Neubau des Zementwerks Schelklingen – Planung und Errichtung, (vorgetragen auf der technisch-wissenschaftlichen Zement-Tagung 1973 in München), 1973, S. 107, HC-Archiv HV 624.
- 226 Ebd., S. 102.
- 227 Ebd., S. 102/103.
- 228 Ebd., S. 102. Im Steinbruch Vohenbronnen fehlt die Tonkomponente, insbesondere Aluminium. Abgebaut wird Riffkalk, Wiedenhalde Tonmergel, Mischungsmergel, Zementmergel aluminiumhaltig.
- 229 Maier, 1973, S. 103/104.
- 230 Ebd., S. 110.
- 231 Ebd., S. 110.
- 232 Am 30.09.1981 wurde die Genehmigung zur Zufeuerung von Altreifen erteilt. Forschungsinstitut der Deutschen Zementindustrie an HV, 19.05.1980: Untersuchung von Reingas-Staubproben des Lepolofens im Werk Leimen, Schwermetalluntersuchungen bei Altreifeneinsatz.
- 233 Tag der offenen Tür bei Heidelberger Zement. Das Werk Schelklingen, in: Information (Mitarbeiterzeitung), Sept. 1991, HC-Archiv DS 597. Kredler, 1984, S. 360-362.

HeidelbergCement AG

Unternehmensarchiv
Rohrbacher Str. 95
69181 Leimen

E-Mail: archiv@heidelbergcement.com
www.hc-museum.de

HEIDELBERGCEMENT